gall.
03
16

gall. 303 s/6
(6)
Bruckbrau

<36603964310012

<36603964310012

Bayer. Staatsbibliothek

Die Kinder des Dammgrafen.

Novelle

von

Carit Etlar.

Aus dem Dänischen übersetzt

von

Friedrich Mayer.

Augsburg, 1845.

v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

Bayerische Staatsbibliothek München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Das

Belletristische Europa.

Neueste Romane

von

H. de Balzac, Friederike Bremer, Bulwer, Alex. Dumas, George Sand, Friedrich Soulié und Eugen Sue 2c. 2c.

Herausgegeben

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Sechster Band.

Die Kinder des Dammgrafen von Carit Etlar.

Augsburg, 1845.

v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

Die Kinder

des

Dammgrafen.

Von

Carit Etlar.

Aus dem Dänischen übersetzt

von

Friedrich Mayer.

Das Wirthshaus auf der Heide.

Ueber die große Heidefläche, welche sich zwischen Hind und Bölling Herreder im Amte Ringkjöbing erstreckt, gingen an einem Nachmittage im Monate Mai zwei leicht gekleidete Wanderer in kurzen, blauen Blousen, ein jeder mit einem kleinen Tornister von Seehundsfell auf dem Rücken. Der Eine von ihnen war eine hohe, breitschultrige Figur, mit einem sehr charakterischen Antlitz, dessen natürliche Bläße durch eine Fülle von kohlschwarzen Haaren, die es rings umgaben, noch bedeutend erhöht wurde. Leicht und mit hurtigem Schritt ging er auf den Sandwegen dahin und schien nicht im mindesten ermüdet, obwohl man an seiner staubigen Kleidung erkennen konnte, daß er an diesem Tage schon einen bedeutenden Weg zurückgelegt haben mußte. Sein Kammerad hingegen schien nicht so munter zu seyn und fühlte mehr die drückende Hitze, und das Ermattende und Beschwerliche, in dem brennenden Sande oder über die schmalen Gangsteige zu marschiren, welche sich in vielen Windungen und Krümmungen zwischen wirrem Heidekraut und Mooshalmen hindurchschlangen. Der

Letzere besaß anscheinend nicht so viele Kräfte, wie der Erstgenannte; er war ziemlich klein und zart gebaut, doch war seine Figur schlank, sein Angesicht schön, und er war im Ganzen so von der Natur ausgestattet, daß man zu seinem Vortheil für ihn eingenommen werden mußte.

Die Sonne schien; die Lerche sang; die Erde hatte ihre Wintertracht abgelegt und prangte in ihrem neuen Kleide; es war warm, sehr warm, und nirgends war ein Haus oder eine Hütte, welche vor den brennenden Strahlen, die senkrecht auf die Häupter der Wanderer herabfielen, einigen Schutz gewährt hätte; die Wogen schliefen alle auf der stillen, ruhigen Meeresfläche; der Wind ruhte sich aus zwischen kleinen, schimmernden Wolken, die ringsherum schwammen und übereinander geschichtet schienen im Himmelsraum, und über das Heidemoos hin über Damm und Moor lag ein dichter, graublauer Nebel, der die fernliegenden Gegenstände in ein undurchsichtiges Dunkel hüllte.

„Du gehst sehr hurtig, Kei, sagte der Eine von den Wanderern, indem er Athem schöpfend still stand und sich den Schweiß von der Stirne trocknete, „ich kann unmöglich mehr so marschiren, wie wir in den letzten zwei Stunden gegangen sind; laß uns ein wenig ausruhen, bevor wir weiter gehen."

„Nur noch ein kleines Stückchen;" bat Kei, „dort unten am Sumpfe stehen Hagelbeerstauden, da finden wir einen besseren Ruheplatz, als hier; am besten aber wäre

es, glaube ich, wenn wir fortgehen würden, bis wir Halbye erreicht haben, dessen Kirchthurm dort gegen Süden durch den Nebel hindurchblitzt."

„Ich sehe nichts!" war des Andern Antwort, „daß Du so eilest, glaube ich gerne, weil Du Dich immer mehr deinem Vaterhause näherst; weil ich nun aber keine solche Pferdenatur besitze, wie Du, so warte ich hier, bis ich wieder Athem geschöpft habe."

„Das kömmt daher, weil Du ein Kopenhagner bist, Freund Theodor!" sagte Kei in spaßendem Tone.

„Ein gutes Auge und ein hurtiger Fuß gehören dort zu den Seltenheiten."

Er setzte sich nun an der Seite seines Freundes in das Gras nieder.

„Ja, das war ein dummer Einfall," fuhr Theodor fort, indem er seine Pfeife stopfte, „zu Fuß durch diese Heide zu wandern. Was erzähltest Du nicht von dieser herrlichen Natur, von dem Imponirenden und Erhebenden hier außen, so daß ich in ein wahres Paradies zu kommen hoffte, und nun — Gott helfe mir! Die Felder um Kopenhagen kamen mir weit schöner vor."

„Findest Du das?" fragte der Andere ernsthaft, „Du hast Recht! warum nicht? Ein jeder Mann hat wieder seine eigene Lust."

„Ich weiß wohl, daß Du meine Meinung nicht theilst," erwiederte Theodor; „aber ich bitte Dich, sage mir nur, was Du an dieser Gegend Schönes finden kannst? Ueberall, wohin ich sehe, schaue ich nichts, als

Himmel, Heide und Meer; halbe Tage ziehen wir fort, ohne auch nur einen Menschen zu treffen, und sind wir endlich so glücklich, so ist es selten jemand anderer, als ein baarfüßiger Bauer oder so ein zerlumpter Zigeuner, der in Tracht und Manieren einem ächten Banditen gleicht und durch sein bloßes Grüßen eine unbekannte Furcht einzujagen vermag. Das heisere Geschrei des Regenvogels hat auch etwas höchst Widriges für mich und setzt mich immer in üblen Humor. Ueberhaupt kömmt es mir auf der Heide höchst langweilig vor; nun sage mir aber Du, wo denn das Schöne verborgen liegt?"

„Sage mir, Du lieber," sagte Kei, der ihm ruhig zugehört hatte obwohl er nicht so ganz seiner Ansicht war, — „was glaubst Du, daß die dunkelgrauen Wolkenstreifen zu bedeuten haben, die sich dort unten am Horizont zusammenziehen? Sie verbergen etwas Schönes, glaubst Du wohl?"

„Wie soll ich das wissen?" entgegnete Theodor verwundert und folgte mit den Augen der Richtung, wo Kei hingedeutet hatte. „Das soll ich Dir wohl sagen, das bedeutet eine tüchtige Ladung Wasser, die uns erinnert, unsere Beine in Bewegung zu setzen, damit wir unter Dach kommen, bevor der Wolkenbruch über unsern Köpfen losbricht; eile Dich, damit wir noch bei trockenem Wetter eine Herberge erreichen."

„Das ist wieder eine neue Behaglichkeit auf diesen Heiden;" murmelte der Andere, erhob sich jedoch und

folgte hinter Kei, der wieder mit langen und hurtigen Schritten seinen Gang begann.

Sie gingen eine Stunde, ohne auch nur ein Wort zu sprechen. Theodor ging mürrisch und verdrießlich weiter, und ließ seine üble Laune an den Blumen aus, die am Wege standen, indem er sie haufenweise mit seinem Stock abmähte; wenn er seinen Blick erhob, sah er Kei, einige Schritte voraus, der mit einer Hurtigkeit, die nie zu ermatten schien, über die Sandwege hinschritt.

Da begann es dunkel zu werden; schwarze Wolken sammelten sich in der Luft, ohne daß es möglich war, zu errathen, woher es komme; einige schmale Blitze flammten im Westen; die Hirten pfiffen ihre Schafe zusammen und trieben sie zum Schutz in ihre Ställe, und ein hohler durchdringender Wind fegte über die Heide hin: das Meer schäumte und begann seine alte, wohlbekannte Melodie zu spielen.

„Hörst Du?“ rief Kei und stand stille, „ich habe mich also nicht geirrt, es giebt einen tüchtigen Regen, und wir werden schwerlich vor seinem Ausbruche mehr ein Dach erreichen; laß uns deßhalb in das nächst beste Haus, das wir erreichen, eintreten; so viel ich weiß, muß hier in der Nähe eine Hütte liegen, wo wir das Gewitter vorübergehen lassen können.“

„Das war vernünftig gesprochen;“ äußerte Theodor zufrieden, — „ein Dach überm Kopfe, ein guter Ruheplatz und Speise ist Alles, was ich mir für diesen Au-

genblick wünsche; was aber das Haus anbelangt, von dem Du gesagt hast," sagte er, indem er sich nach allen Seiten umsah, „so glaube ich, daß Du Dich getäuscht hast, denn ich sehe nichts, als Hühnengräber und Erdhügel hier in der Nähe."

„Die Hütte, die ich meine, ist eben ein solcher," antwortete Kei und bog in einen Gangsteig ein, der zu einem großen, zugewachsenen Moose führte. Sie gingen nun zwischen Rohr und Schilf rasch vorwärts und eine halbe Stunde später hatten sie ihr Ziel erreicht. —

Es war eine niedere Bauernhütte, auf einem durchgegrabenen Erdhügel aufgeführt, von drei Seiten mit Mauern umgürtet, die vierte Seite aber war von aufeinander geschichteten und zusammengeklebten Feldsteinen errichtet, mit einer kleinen, schiefen Thüre in der Mitte und einem Fenster an den beiden Seiten. Das Dach war von Heidegras und ruhte auf schmalen, schwachen Latten, die mit Sparren zusammengefügt waren; das Ganze sah etwas baufällig aus und aus der Mitte derselben erhob sich ein großer, schwarzer Rauchfang. Vor dem Hause stand ein alter, verfaulter Vogelbeerbaum, an welchem in diesem Augenblicke ein gesatteltes Pferd angebunden war. Als sie sich der Hütte näherten trat ein Jäger zur Thüre heraus, gefolgt von einem großen Hunde; er löste sein Pferd und wollte eben aufsitzen, als der Hund die Kommenden witterte und brummend auf sie lossprang. Theodor zog sich schüchtern auf die

Seite, Kei aber blieb stehen, indem er seinen Stock vor sich hinhielt.

„Ruft eueren Hund zurück!“ schrie er dem Schützen zu, — „oder ich schlage ihn.“

„Wer seyd Ihr, daß Ihr so kräftige Worte im Munde führet?“ rief jener mit spöttischem Gelächter. „Mein Hund verträgt sich nicht gut mit Fremden; wenn Ihr ein richtiger Kerl seyd, haltet ihn euch selbst vom Leibe, — pus Karro!“

„Gut!“ sagte Kei ruhig. „Ihr sollt auch sehen, daß ich es kann.“

Er schwang seinen Stock, und als der Hund auf des Jägers Zuruf gegen ihn losfuhr, bückte er sich zur Erde, griff dem Thiere behende in den Nacken und schleuderte es mit einem gewaltigen Wurfe gegen die Wand der Hütte. Der Hund stieß ein klägliches Geschrei aus und kroch furchtsam und bange zu seinem Herrn zurück.

„Verdammter Kerl!“ schrie der Jäger erbittert, indem er auf Kei zuging. „Das ist Dein Glück, daß meiner Büchse in diesem Augenblicke Pulver und Blei fehlt, sonst hättest Du wahrlich ein Unglück zu fürchten!“

„Sage lieber,“ rief ihm Kei zu, „daß es Dein Glück ist, daß mir Lust zu einer Prügelei fehlt, sonst könnte es Dir gerade so gehen, wie Deinem Hunde.“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als ein Umstand schnell den Streit endigte; es war ein Platzregen, der stromweis herniederstürzte. Kei und Theodor

gingen in das Haus hinein; der Jäger aber bestieg sein Pferd und setzte in vollem Karrier über die Heide hin.

In der Stube, die so nieder war, daß ein ausgewachsener Mensch nicht aufrecht unter den Balken stehen konnte, waren fünf bis sechs Fischer versammelt, die eine mächtige Kanne alten Bieres vor sich hatten, welche wechselseitig von Hand zu Hand ging. Diese Alle waren Zeugen von dem Auftritte zwischen dem Jäger und Kei gewesen, und die Stärke und Dreistigkeit, welche der letztere an den Tag gelegt hatte, machte auf diese Männer einen sehr günstigen Eindruck; zwischen den Sandbänken und Dünen in Jütland nämlich gibt es noch ein Volk, in dessen Augen Rang, Titel und eine vornehme Geburt weit weniger gelten, als persönlicher Muth und Dreistigkeit, und nur deßhalb, weil das Leben dieser Menschen oft blos von diesen Eigenschaften abhängig ist. Keis Stärke also machte es, daß die Fischer von ihren Bänken aufstanden und ihnen ein freundliches: „Gottes Friede!" zuriefen, worauf der Wirth ihnen an einem Tische, um welchen Strohstühle herumstanden, Platz anbot.

Diese Hütte war nemlich ein Aufenthaltsort für Fischer und Bauern der Umgegend, und der Besitzer derselben trieb in aller Ruhe und Sicherheit seine unerlaubte Wirthschaft, ohne sich um die Obrigkeit zu kümmern oder sich auch nur im geringsten vor Strafe zu fürchten.

Außen hauste der Sturm fürchterlich; man hätte es gar nicht für möglich halten sollen, daß der kurz

vorher noch ruhige, lächelnde Himmel, der sich überall, wohin die Augen sahen, ausbreitete, eine solche Wasserfluth verbergen konnte. Das Meer brüllte hohl, und es war, als ob alle Winde der Erde sich an dieser Stelle versammelt hätten, so wild pfiff und sauste es rings um das Haus herum. Kei und Theodor entschlossen sich zu bleiben, nahmen Platz am Tische, ließen sich Speise bringen und horchten auf das Gespräch, das die Fischer unter sich führten.

Unter diesen war nun Einer, der ihre Aufmerksamkeit in höherem Grade auf sich zog; es war ein großer, starkgebauter Mann, der abgesondert von den übrigen in einem Winkel saß und gemächlich aus seiner Pfeife dampfte, ohne sonderlich an dem Antheil zu nehmen, was vor ihm gesprochen ward. Sein dunkles, sonnenverbranntes Angesicht trug den Stempel gutmüthiger Ehrlichkeit, aber hatte nicht das Geringste mit den andern anwesenden Fischern gemein. Er hatte dichte, schwarz gekräuselte Haare, die an mehreren Stellen schon mit grauen gemengt waren; ein Zeichen, daß der Mann sich schon dem Abende seines Lebens genähert hatte; seine glänzenden Augen ruhten nicht an Einer Stelle, sondern flogen beständig im Kreise umher, mit einem Leben, einer Wirksamkeit, welche mit seiner ruhigen, sorglosen Stellung in sonderbarem Contrast stand. Seine ganze Kleidung bestand aus Hosen von Schaffell und einem groben, linnenen Wamse, welches um den Leib mit Stricken zusammengeknüpft war und geöffnet

eine starkgewölbte, behaarte Brust sehen ließ. Dieser Mann war ein Zigeuner, der sich schon lange in dieser Gegend aufhielt. Daß Volk wußte, daß er Math hieß, weil man ihn allgemein so nannte; näheres von ihm war aber Keinem bekannt.

Auf einmal kam es Kei vor, als ob dieser Mann aufmerksamer wurde auf das Gesprochene; sein Gesicht bekam mehr Leben und er richtete seine Augen auf einen jungen Fischer, der erst eingetreten war und Folgendes erzählte: „Wie ich eben sagte, es mag jetzt eine halbe Stunde seyn, als ich den Dammgrafen mitten auf offener See sah; ich band eben mein Boot an und konnte hiemit alle seine Bewegungen beobachten, und sah deutlich, daß es nicht richtig ist mit ihm."

„Ja wohl," nahm sein Seitenmann das Wort, „bei solchem Wetter hat immer der Böse sein Spiel mit ihm, auch ich sah ihn einmal beim größten Sturme, wo jeder andere ehrliche Göiser *) seinem Gott dankt, wenn er glücklich das Land erreicht, mit einem Ruder gegen die Wogen kämpfen; aber mit ihm ist es so eine eigene Sache, er hat sich dem Bösen verschworen."

„Wer weiß," bemerkte ein alter, weißhaariger Mann, „ob es auch wahr ist, Amos! Heut zu Tage hat der Böse keine so große Macht mehr über uns Menschen."

„Kann sein, Mikkel!" sagte der Angeredete, „aber

*) So nennen sich die Fischer unter einander auf der Westküste von Jütland.

ihr dürft nur an den großen Engländer denken, der voriges Jahr da außen unterging; erinnert ihr euch noch, wie er da auf das Wrack lossteuerte, als sich keiner von uns hinauswagte? Hat nicht Euer eigner Bruder an jenem Abend einen kleinen, schwarzen Kerl auf der Ruderbank desselben sitzen sehen, und das war wohl niemand Anderer, als der Teufel, dem er sich ergeben und der für ihn steuerte."

„Wer ist denn eigentlich dieser Kauz, von dem ihr da redet?" fragte ein Bauersmann, der fremd war in dieser Gegend.

„Wer er ist, kann ich euch wohl nicht sagen," erwiederte der Angesprochene; „denn das weiß Niemand recht, ihn allein ausgenommen; aber das ist gewiß, daß er mehr ist, als wir alle hier; vor zehn Jahren oder auch noch länger, war er Anführer von uns Göisern, und da war er ein tüchtiger Kerl, das kann Niemand läugnen. Hatte uns der Herr einen Schiffbruch geschickt, war er immer am Ersten zum Helfen bereit; keiner von uns durfte sich hinauswagen, er allein bestieg sein Boot und kehrte auch jedesmal glücklich zurück. Eine große Menge Menschen hat er allein gerettet; so oft er in einem Wracke einen lebenden Menschen traf, brachte er ihn auch herein. Wie es sich nun traf, weiß ich nicht, aber er verheirathete sich, und seine Frau brachte ihm zwei Kinder zur Welt; es dauerte jedoch nicht lange, bis sein Weib daran mußte,

man sagt, er habe sie ertränkt, weil sie ihn für schwächlich hielt und deßhalb in Unfrieden mit ihm lebte; seit dieser Zeit nun ist es nimmer ganz richtig in seinem Kopfe; er geht beinahe jede Nacht in der Dunkelheit am Strande hin und her und ruft in die See hinein, daß es das Brausen des Meeres und den Sturm übertönt, da sucht er nach der Leiche seines Weibes und Einige wollen ihn beim Mondschein durch die Wellen watten gesehen haben, mit ihr in den Armen; so oft er sich jedoch dem Lande näherte, ward der Leichnam lebendig und verschwand in der See. Math dort mag wohl über dieses Alles am Besten Bescheid wissen, weil er unten am Damme in seiner Nähe wohnt."

Mit diesen Worten wandte sich der Fischer an den Zigeuner.

Dieser hatte während des ganzen Gespräches kein Wort geredet; aber der wunderliche Ausdruck seines Gesichtes gab vollkommen seine Gedanken wieder und sein wilder, feuriger Blick weilte auf dem Sprechenden. Die Augen aller waren auf ihn gewendet, denn man erwartete eine Bekräftigung der vorhergehenden Erzählung. Ruhig stellte Math seinen Krug auf den Tisch und begann mit einer tiefen, volltönenden Stimme: „Wohl höre ich manches wunderliche Ding von Dammgrafen erzählen, aber Du thust wirklich nicht klug daran, Amos, alles was die Leute sagen, zu glauben, da doch das Meiste, wie gewöhnlich, erdichtet ist."

Er schwieg wieder und sah wie vorher stille vor

sich hin, weil er meinte, der Dammgraf bedürfe keiner besseren Fürsprache, aber Amos ließ seine Meinung nicht fahren.

„Gut, Math!" erwiederte er, „wenn auch nicht Alles wahr ist, was sich die Leute erzählen, so bleibt es deßhalb doch klar, daß er sich dem Teufel ergeben hat. Ton Tielle unten auf der Ebene hat ihn Dinge verrichten sehen, die menschliche Kräfte weit übersteigen; aber ich kann es mir schon denken, Du wirst Deinen Vortheil dabei haben, diese Geschichten zu verheimlichen."

„Und ich sage Dir, daß jedes Wort in Deinem Munde eine niederträchtige Lüge ist, Amos!" schrie Math und seine Figur ward größer und seine Augen funkelten, wie die einer wilden Katze. „Ein solcher Bube, wie Du, soll nicht anderen Leuten solche Geschichten auftischen, um ihm damit zu schaden; dr'um schweige davon, was den Dammgrafen betrifft, wenn Du anders willst, daß wir gut auskommen mit einander."

Die Fischer fuhren auf bei Maths Drohung und warfen ihm Blicke zu, die ihn hinlänglich überzeugten, daß sie sich im Namen ihres Kammeraden gekränkt fühlten. Math kümmerte sich nicht darum.

„Schweige lieber Du, Du schwarzer Hund von einem Zigeuner!" brüllte Amos und schlug mit geballter Hand auf die Tischplatte, „komme heraus von Deinem Winkel, Du! laß uns sehen, wessen Klinge eine schärfere Spitze hat!"

Da funkelten Maths Augen wild, er sprang auf von seinem Sitze, seine Hand fuhr rasch unter das Wams und wie ein Blitz glänzte der blanke Stahl in seiner Hand.

„Sieh!" rief er und bevor jemand seine Absicht begreifen konnte, flog das Messer hart an des Fischers Kopf vorbei und bohrte sich tief in den Thürrahmen auf der andern Seite der Stube.

„Du trafst mich nicht, Math!" brüllte Amos mit rachedurstendem Blick und wand sein Messer in den Händen.

„Das wollte ich auch nicht," sagte der Zigeuner mit ruhiger Stimme, „aber ich traf den schwarzen Ast im Thürrahmen dort, und es wäre wohl eine leichtere Sache gewesen, Dir den Stahl hinein zu bohren, als in den Ast, wohin ich ihn wollte."

Verwundert gieng der Fischer zur Thüre und sah das Messer des Andern mitten in einem kleinen Aste sitzen, und zwar so fest und sicher, daß er nur mit der größten Anstrengung im Stande war, es herauszuziehen. Alle Nahesitzenden gaben laut ihren Beifall kund und der Fischer reichte versöhnt dem Zigeuner das Messer zurück.

„Hier Math," sagte er, „nimm Dein Messer wieder, Du bist ein wackerer Mann; laß deßhalb keinen Groll mehr sein zwischen uns."

„Das wäre es wohl nicht werth," entgegnete treuherzig der Alte und schüttelte des Fischers Hand; — „es kann wohl seyn, Math," fügte dieser hinzu, daß dieses in

Betreff des Dammgrafen anders zusammenhängt, als ich vorhin erzählte, aber die Leute sagen doch immer so."

„Ja, siehst Du," erwiederte Math mit stillem Lächeln," dafür muß ein ehrlicher Mann Gott danken, daß die Lüge in der Welt ist, es würde wohl lächerlich aussehen, wenn die Leute jedes Wort, das sie sprechen, beschwören sollten, so meine ich; ein anderesmal, Amos, wenn wir wieder zusammentreffen, laß uns nimmer vom Dammgrafen sprechen, es könnte sonst Unfrieden zwischen uns entstehen und das taugt zu nichts."

Solches sprechend stand er auf und sah nach dem Wetter.

„Gottlob!" sagte er, „nun läßt doch der Sturm einmal nach, der Himmel wird klarer, ich muß weiter."

Er bezahlte seinen Krug Bier, zog seine rothe, wollene Mütze über die Ohren, grüßte, und verließ das Haus; man sah ihn mit langen, hurtigen Schritten über die Heide hinwandern, dem Strande zu, in der Richtung, wo des Dammgrafen Wohnung lag.

Kei und Theodor hatten als Zuschauer lebhaften Antheil an der Unterhaltung genommen. Der Zigeuner hatte einen mächtigen Eindruck auf den Ersten gemacht und er wandte sich deßhalb an den Wirth, um einige Erkundigung über diesen eigenthümlichen Mann einzuziehen.

„Fremder!" war die Antwort auf seine Frage, „niemand weiß, wer dieser Math ist, er wohnt ein paar Stunden von hier in einem kleinen Gehöfte unten am

Damme und gehört zu dem Zigeunervolk; von Vielen wird er auch häufig besucht und da geht es immer lustig her; er ist Einer der Ordentlichsten, dieser Math, er kommt oft hierher zu mir, verlangt einen Krug Bier und zahlt jederzeit richtig; aber sobald man nur den Dammgrafen nennt, wird er unruhig, seine Stimme unsicher, und er kann sich nur mit Mühe bemeistern. Im vorigen Sommer einmal räumte er die ganze Stube aus, weil einige Kleinkrämer ein Schimpfwort fallen ließen über den Dammgrafen, und das waren doch Kerle, welche einen Schlag zu erwiedern wissen, es waren Leute von Salling und Holmsland; aber hinaus mußten sie, denn Math ist stark wie ein reißendes Thier, wenn er gereizt wird. Letzthin hatte er hier einen Streit mit dem Junker, dessen Hund er mit einem geschickten Griff, wie ihr, zu Boden warf, es wäre wahrscheinlich auch mit dem Herrn übel abgelaufen, wenn ich mich nicht dareingelegt hätte."

„Der Junker!" erwiederte Kei verwundert; „ihr meint also den Schützen, der da eben das Haus verließ, als wir kamen?"

„Herr, ihr müßt von fernem Lande kommen, sonst müßtet ihr gewiß Thorsten Theilov kennen, den Sohn des Gutsherren von Julinge. Es ist nicht gut mit ihm Ausstände zu haben; ich weiß gewiß, wenn ihr wieder mit ihm zusammentrefft, wird er nicht vergessen, euch für das letzte Dank zu sagen. — Hier wurde er über die Fischer aufgebracht, die er am Tische aufforderte, ihre

Rechnungen zu berichtigen, wodurch diese gereizt wurden."

Der Sturm hatte sich gelegt, es war außen wieder still und heiter; der Mond spiegelte sein rundes Angesicht im Meere und von dem Glanz der Sterne waren die Wellen vergoldet, welche sachte und plätschernd über die Steine am Ufer hinrollten. Es waren blos mehr Kei, Theodor und der Wirth in der Hütte zurück; dieser letzte gebrauchte nun seine Beredsamkeit nach bestmöglicher Weise, um die Beiden zu bewegen, die Nacht über in seiner Hütte zu verbleiben. Theodor war geneigt, ihm zu willfahren; als ihm aber Kei vorstellte, daß sie hier keine andere Ruhestätte, als einen Bund Heu auf dem Dachboden zu erwarten hätten und daß sie in einer halben Stunde eine ordentliche Herberge erreichen müßten, so gab er nach, und sie verließen die Hütte.

Hindsholm.

Eine Meile einwärts von der Küste der Nordsee, in einer, mit Rücksicht auf die übrige sandige Gegend, sehr schönen und fruchtbaren Ebene, liegt das Gut Hindsholm. Zur Zeit, als unsere Geschichte sich ereignete, besaß es ein gewisser Proprietär Falk, der alles mit einer Pracht und Eleganz einrichten ließ, welche hinlänglich andeutete, daß er im Besitze eines bedeutenden Vermögens sein müße; und so war es auch. Falk,

ein Sohn von dem früheren Pfarrer der Gegend, hatte zu seiner Zeit studirt, bei einem Besuche von Verwandten aber lernte er eine Dame kennen, die sich, so weit ihr Geschlechtsregister bekannt war, von Spanien her schrieb. Er verehelichte sich mit ihr und kam dadurch in Besitz eines unermeßlichen Vermögens, gab dann das Studium, für welches er ohnedieß nie viel Lust gefühlt hatte, auf und ließ sich in Hindsholm nieder, wo er so manches Jahr ein gutes, bequemliches Leben an der Seite seiner feurigen Spanierin führte, bis diese, ihres Erdenwandels müde, das Leben mit dem Tode vertauschte. Die Frucht dieser Ehe war eine einzige Tochter, welche nach der Mutter den Namen Bianka und damit ganz die warme, südländische Natur derselben erhalten hatte. Bianka war bei dem Tode ihrer Mutter noch nicht ganz sechs Jahre alt, und wurde dann einer Tante in der Hauptstadt zur Erziehung übergeben, wo sie ihre erste Jugend zubrachte. Als sie confirmirt war, ließ sie der Vater nach Jütland zurückkommen, weil er nun ihre Erziehung für vollendet hielt, obwohl ihm die Tante hoch und theuer versicherte, daß sie nun erst beginnen müße; aber es half nichts, sie mußte zurück. Nach Biankas Ankunft war eine Totalveränderung in dem Hauswesen in Hindsholm vorgegangen. Es währte nicht lange, so mußten die alten Stühle, Tische und Kommode anderen neuen und mehr modernen Platz machen, die frühere, weiße Kalkwand ward mit Tapeten überzogen, neue Gardinen an die

Stelle der alten angeschafft; mit einem Wort: Bianka ließ alles nach ihrem Köpfchen herrichten, und das ist unläugbar, ihre Einrichtungen verschönerten das Haus und gaben ihm eine Heimlichkeit, verbunden mit Luxus, was früher überall mangelte. — Falk kümmerte sich nicht darum, er gehörte zu jener Klasse Menschen, welchen es selten einfällt, Betrachtungen über irgend einen Gegenstand zu machen, es müßte sie die höchste Nothwendigkeit dazu treiben; er ließ seine Tochter wirthschaften, wie sie wollte; das Einzige, was ihm zuweilen vorübergehenden Unwillen verursachen konnte, war die Einschränkung seiner vorigen Freiheiten, in die er sich jetzt schicken mußte. So durfte er zum Beispiele nimmer seine Pfeife auf den neuen Messingplatten der neuen Oefen auskratzen und putzen, nicht einmal mehr in allen Zimmern rauchen. Bianka konnte den Tabak nicht vertragen, schlug Rümpfchen mit der feinen Nase und zankte tüchtig mit dem Papa, wenn er einmal nach alter Gewohnheit in unschuldiger Selbstvergessenheit auf den schönen Fußteppich spuckte. Er hatte ein eigenes Rauch-Cabinet, und so groß war die Macht, die sie über ihn ausübte, daß man zuletzt nie mehr eine Pfeife daraus hervorkommen sah. Nur in einem Punkte vermochte sie ihn nicht zu bewegen; da blieben ihre Bitten, ihre Liebkosungen fruchtlos; das war nämlich ein Projekt, welches sie mit dem Garten vorhatte, der zum Gute gehörte. Bianka wollte eine gewiße Strecke zu

Blumenbeeten eingerichtet haben nach dem heut zu Tage üblichen Styl; um aber ihre Absicht zu erreichen, mußte sie die Bienenkörbe ihres Vaters versetzen, und das ging nicht; er setzte sich mit Händen und Füssen dagegen. Obwohl er von Natur aus bei den meisten Ereignissen ziemlich phlegmatisch war, so hatte er doch immer von seiner frühesten Jugend an eine besondere Vorliebe für Bienen genährt, und man darf ohne Uebertreibung sagen, daß zu seiner Zeit die Hindsholmer-Bienenzucht die größte war im ganzen Lande. In einer langen Strecke standen ganze Reihen Körbe, voll von Blumen-Bienen. Falk richtete sie selbst, und man war größtentheils sicher, ihn bei den Bienen zu treffen; auf einem Stuhle sitzend und sein Pfeifchen schmauchend konnte er ganze Tage zubringen und den fleißigen Arbeitern zuschauen; es war aber auch, als ob jedes dieser kleinen Thierchen ihn gekannt hätte; ungefährdet konnte er zwischen den Körben umher gehen; kein Bienchen stach ihn. So lohnten diese Thiere seinen unermüdlichen Fleiß und seine Sorgfalt, die er ihnen widmete, indem sie ihm besseres Wachs und Honig lieferten, und Falks Bienenstände brachten ihm zwischen Jahr und Tag ein ziemlich bedeutendes Kapital ein.

Obgleich Bianka unumschränkte Gebieterin im Hause war, und nie einen Wunsch äußerte, der nicht auch erfüllt wurde, so währte es doch lange, bis sie sich zufrieden fand mit ihrer neuen Umgebung. Verwöhnt von den Vergnügungen und vielfältigen Abwechslungen

des Lebens in der Hauptstadt, mußte sie sich in Hindsholm sehr oft langweilen, weil es dort so todt und still herging. Ihre einzige Freundin war des Pfarrers Anina. Obwohl man sich schwerlich eine größere Ungleichheit in den meisten Hinsichten, als sie zwischen diesen beiden Mädchen stattfand, denken konnte, so schloß sie doch Drang und Zuneigung näher an einander, und eine unbeschränkte Vertraulichkeit von Biankas Seite machte, daß die sanfte, stille Pfarrerstochter nach und nach lernte, sich nach dieser zu richten und alle jene Punkte zu übergehen, in denen sie am wenigsten übereinstimmten. Ich glaube überhaupt, daß es bei Frauen nicht viel bedürfe, diese Sympathie zu wecken, welche die Freundschaft für Individuen ihres eigenen Geschlechtes begründet. Es ruhen Gefühle und Triebe in ihrer Brust, gemeinschaftlich für sie alle, und allein diese sind bisweilen schon hinlänglich, vorzüglich in der Jugend, wo der Character so weich und biegsam ist, daß der Character der Einen oft gänzlich von dem der Andern geleitet wird und zuletzt sogar bloß mehr ein Princip der Andern ausmacht.

Bianka war in ihrem achtzehnten Jahre eine vollendete Schönheit. Ihre niedliche, sanfte Figur verrieth Liebreiz und Anstand in Allem, was sie vollbrachte; ihre glühenden, dunkelbraunen Augen bewahrten eine unerschöpfliche Abwechslung in dem Ausdrucke der leidenschaftlichen Gefühle, welche sie beseelten, und ihr

ganzes Wesen trug den Stempel des frischen, jugendlichen Lebensmuthes, welchen ein zuversichtliches Hoffen auf eine glückliche Zukunft und günstige Lebensverhältnisse beinahe allzeit geben. Anina war einige Jahre älter. Sie ward zeitig dieses wohlthätigen Glaubens beraubt, das Schicksal hatte sie über den Scheideweg geführt und ihr die Welt und das Leben von einer dunklen, kalten Seite gezeigt. Sie war nicht ganz so schön, wie Bianka, aber in ihrem ganzen Wesen lag dieses „unaussprechliche Etwas," wie der Deutsche sagt. Sie war mehr still und eingezogen in sich selbst, aber ihr Herz war weich und sanft und sie besaß noch ganz den unschuldigen, kindlichen Zauber; der geringste Gegenstand konnte sie bewegen, und es bedurfte nur wieder eines geringfügigen Dinges und sie konnte eine Zufriedenheit und Freude an den Tag legen, die sie in ein schönes und günstiges Licht stellten; ihre Fröhlichkeit war aber nie zu groß, nur eine unvorbehaltene Aeußerung von leicht geweckten, tiefen, inneren Gefühlen, gepaart mit einem meist wehmüthigen und schmerzlichen Ausdrucke, der jedermann hinriß und bewegte.

Schön und freundlich strahlte die Morgensonne auf die Erde. Hoch oben zwischen den Wolken riefen ihr tausend und tausend Vögel ihren Willkomm zu. Der Regenwurm kroch durch den feuchten Sand hin und der Fuchs verließ seine Höhle und sonnte sich und seine Jungen im weichen Grase; der Hirtenknabe trieb sein Vieh auf die Felder und ließ es auf der Heide umher=

springen, während er ein munteres Stückchen auf seiner Schalmei spielte. Der Timian duftete und die Sonnenstrahlen brachen sich auf den Thautropfen, welche überall auf den Pflanzen perlten. In Falks Garten saß ein junges Mädchen in einem Lusthaus; die leichte Röthe, welche die Morgenluft auf ihren Wangen hervorrief, stand ihr allerliebst, aber ihre dunkelblauen Augen weilten mit wehmüthigem Ausdruck auf einer erst gepflückten Rose, die sie gedankenvoll entblätterte.

„Das ist ein sehr treffender Vergleich, den man zwischen dem Leben des Menschen und dem der Blume aufstellt," lispelte sie mit sanfter Stimme.

„Diese Rose ist ein Bild von den Frauen; man huldigt ihnen und schätzt sie, solange ihre Schönheit bezaubernd die Augen entrückt und so lange das Sinnliche seine Wirkung ausübt; wenn aber der Frühling schwindet, wenn die Blumen welken unter dem glühenden Strahl der Sonne, wenn die Blätter verdorrt abfallen und ihrer lieblichen Anmuth beraubt sind, wenn der entblößte Kelch welk und trauernd sich zur Erde neigt, da eilt man kalt und untheilnehmend vorüber, und sie verbirgt sich vergessen und verachtet unter den Blättern des Busches."

„Du Böse!" rief in diesem Augenblicke eine melodische Stimme, und eine leichte, lebendige Gestalt trat zu ihr in das Lusthaus. „Treffe ich Dich endlich! ich suche nach Dir oben in den Gemächern gewiß schon eine ganze Stunde, und nun finde ich Dich hier damit

beschäftigt, mir meine schönen Rosen zu entblättern, was soll das, Anina?"

„Die Blumenzeit ist bald zu Ende, liebe Bianka!" sprach sie mit einem kleinen Seufzer, „einige Tage noch und sie sind alle verwelkt."

„Eben dieses erhöht noch Dein Vergehen," sagte die Andere lächelnd, „je kürzer die Blumen dauern, desto größeres Unrecht begehst Du, sie zu zerstören. Du arme Rose! ich wollte nicht, daß ich an Deiner Stelle wäre."

„Und doch hat unser Leben soviel mit diesen Blumen gemein!" bemerkte Anina, „Mitleid verdienet sie jedoch keines, diese Blume, denn sie verging zugleich mit ihrem Glanze, ohne die allmählige Auflösung kennen zu lernen, worin die Vergänglichkeit besteht; überhaupt, glaube ich, würde man glücklicher seyn, wenn man den Frühling nicht kennen würde, da man doch zugleich das Spätjahr und die Stürme des Winters kennen lernen muß."

„O, nicht doch, Anina!" sprach Bianka mit einem feurigen Blick, — „der Frühling ist ja so schön und so lieblich und seine Freuden erstatten uns ja vielfältig den darauffolgenden Winter, darum sollen wir ihn recht benützen, uns im Sonnenscheine erfreuen, und wenn dann auch der Winter kömmt und die schöne, herrliche Zeit verschwunden ist, in der wir wie Blumen bezaubern und bewundert werden, so bleibt uns ja doch die freundliche Erinnerung zurück, in der wollen wir leben und uns an ihr erfreuen."

„Und schafft diese bittre, kalte Erinnerung etwas Anderes als leeren Schein bei uns?“ fragte Anina mit trübsinnigem Lächeln.

„Das glaube ich! wenigstens wird sie hinreichen, mich zufrieden zu stellen, nur in der Jugend will ich mich am Genuße erfreuen und glücklich seyn; aber ich weiß es, Du bist nicht so genügsam, hinzureißen und bewundert zu werden ist stets Dein Wunsch; Du kannst Dir gar nicht denken, daß einmal eine Zeit kömmt, wo dieses Alles aufhören muß!“

„Liebe Bianka!“ rief Anina aus und ihre großen Augen weilten mit freundlichem Vorwurfe auf jener.

„Vergib mir Anina,“ sprach Bianka zärtlich und schlang ihre Arme um deren Nacken, „sey mir nicht böse! Du kennst mich ja, ich wollte Dich blos ein wenig necken. Dein Wunsch wird immer hinlänglich erfüllt werden,“ lispelte sie und küßte sie leidenschaftlich. „Du bist die Ewigkeitsblume, und Deine Schönheit wird nie erbleichen, denn sie wohnt in Deiner Seele. Aber wir vergessen uns ganz bei unserem Geplauder, komm, gehe mit mir, und Du sollst sehen, wie hübsch ich Alles für unsere Fremden eingerichtet habe.“

„Glaubst Du also, daß sie schon diese Tage kommen? Dein Vater erwartet sie ja noch nicht so schnell.“

„Ja, mein Vater,“ sagte Bianka und rümpfte die kleine Nase, „aber ich — ich erwarte sie, ich weiß ganz gewiß, daß sie kommen werden und zwar bald; ich habe die ganze Nacht von nichts Anderem geträumt,

ich kenne Kei hinlänglich, er hat wahrscheinlich im Sinne, uns zu überraschen; aber diesesmal soll es ihm nicht gelingen. Du wirst sehen, sie kommen. Du mußt mich nun diese Zeit über öfter besuchen, — jeden Tag, da wollen wir dann recht lustig und guter Dinge seyn, mit einander spazieren gehen, Du mit Student Bang, ich mit Bruder Kei; ich will mir schon Mühe geben, ihn munter und vergnügt zu machen, er soll einsehen lernen, daß er an mir eine gute und liebe Schwester hat. — O süße Nina! was wird das für ein vergnügter Sommer werden!"

Bianka hing sich entzückt an Aninas Arm, und sie verließen den Garten.

Der Dammgraf.

Die Fremdem waren gekommen; Kei und Theodor waren es, die Bianka so sehnlich erwartete, und für die sie schon vorher zwei niedliche, kleine Erkerzimmer, die gegen den Garten hinaussahen, herrichten und ausschmücken ließ. Theodor freute sich im innersten Herzen, endlich das Ziel der beschwerlichen Reise erreicht zu haben, und versicherte mit mancherlei wunderlichen Bekräftigungen, daß er nie wieder zu Fuß eine solche Wanderung unternehmen werde. Er befand sich nun so wohl und glücklich hier in dieser zwanglosen Einfachheit und Bianka's muntere Gesellschaft versetzte ihn

in Freude und in eine Zufriedenheit, wie er sie vormals nie gekannt hatte.

„Siehst Du," sagte Kei, dem er mitgetheilt, was sie für einen Eindruck auf ihn machte, „ich sagte Dir es ja schon voraus, daß Du hier mit Deinem Aufenthalt zufrieden seyn wirst. Jütland ist eben so reich an schönen Mädchen, als an Hühnenhügeln und Heiden."

Bianka unterließ nicht, auf Kei auch solchen Einfluß auszuüben, indem sie alles that, ihn in die beste Laune zu bringen und die trübsinnige Stimmung zu verjagen, die sein ganzes Wesen verrieth; ihre dunklen Blicke wurden strahlender, wenn sie sich in seinem Auge spiegelten und von ihren Lippen strömten zärtlichere Worte, wenn sie sich mit ihm unterhielt. Theodor war in seinem stillen Sinne nicht wenig eifersüchtig auf Kei, dem Biankas Gunst in so hohem Grade ertheilt wurde, er wußte, daß er nicht Biankas Bruder, sondern nur ein entfernter Verwandter von Falk war, der ihn in sein Haus aufgenommen und ihn studiren ließ; doch fand er es sehr billig, daß das schöne Mädchen den kraftvollen, düstern Mann liebte.

Kei's Angesicht hatte im Allgemeinen einen eigenthümlichen Ausdruck, es zeugte, daß das Leben ihm schon bittere Erfahrungen machen hieß; die Falten auf seiner stolzen, breiten Stirne hatte nicht das Alter, sondern der Kummer hervorgerufen und das war diese verborgene, stille Sorge, die er vergebens zu beherrschen suchte und die ihn so reizend und interessant für sie

machte; dieses unergründliche Heimlichkeitsvolle in seinem Character, die Leichtigkeit, womit er anscheinend offenherzig immer einer nähern Erklärung über diesen Punkt auszuweichen wußte, war es, von der sie hingerissen wurde und die ihm einen größeren Werth in ihren Augen gaben, als sie bis hieher für jemand Andern gefühlt hatte.

Einige Tage nach der Ankunft der Freunde bekam man Besuch auf dem Gute, und die Gäste stutzten nicht wenig, als sie in dem Fremden den Jäger von dem Wirthshaus auf der Heide wieder erkannten: es war Thorsten Theilov. Dieser war seinerseits ebenso überrascht, aber er suchte seine Verlegenheit unter einem angenommenen raschen Wesen zu verbergen. Nach einem mißlungenen Versuch zu einer Verbeugung vor Kei und Theodor ging er auf Bianka zu und gab ihr die Hand mit einem geraden: „Gottes Friede!"

Thorsten war eine untersetzte, kleine Person mit glänzenden, röthlichen Haaren, großen grauen Augen und einem blatternarbigen Gesichte, im Ganzen aber ein schmucker und flinker Bursche. Er trank alle Bauern der Umgegend unter den Tisch, ritt mit dem Sturmwinde um die Wette und traf mit der Kugel den schwarzen Punkt auf der Scheibe in einer Entfernung von vierhundert Schritten.

Mit diesen Vollkommenheiten ausgerüstet, sah er sich für unwiderstehlich an, und meinte, daß es bloß auf ihn ankomme, jedes Mädchenherz in Bewegung zu

setzen. Ein wenig gezwungen trat er zu Kei hin und sprach mit unvergleichlicher Naivität, indem er sich an seine Seite setzte:

„Danke euch für letzthin, Kammerad! Dort hätten wir zwei uns bald in die Haare gegriffen, in jener Spelunke; das kam nur daher, weil wir uns noch nicht kannten; laßt uns nun Friede schließen und gute Freunde werden."

„Ja, laßt uns das," sagte Kei gleichgültig, schüttelte Thorstens dargereichte Rechte, wandte sich wieder zu Bianka und setzte mit ihr das Gespräch fort, das jener durch sein Erscheinen unterbrochen hatte; Thorsten ward nun ein stiller Zuhörer; es war leicht einzusehen, daß er nur zum Schein Friede geschlossen hatte, denn er warf Kei zuweilen Blicke zu, die auf den tiefsten Haß schließen ließen, und um seinen Mund spielte ein Zug, der für Jeden, der ihn kannte, Zeuge war, daß er höchst aufgebracht auf Rache lauerte. Er versuchte mehrmals, sich in das Gespräch zu mischen, aber es lief jedesmal unglücklich ab; zuletzt machte er sich an Theodor und unterhielt sich mit ihm mit einer Schilderung von Pferdezucht und der Auerhahnjagd. Da nun dieses ein Thema war, woran jener nicht sonderlich theilnehmen konnte, gerieth die Unterhaltung bald in Stockung und Thorsten warf sich harmvoll und erbittert auf einen Stuhl am Fenster und trommelte einen lustigen Marsch auf den Scheiben.

Eine geraume Zeit ging vorüber, ohne daß er auch

nur Ein Wort sprach. Bianka fühlte sich durch die Gleichgültigkeit, die er an den Tag legte, äußerst gekränkt.

„Mein Gott, Thorsten!“ sprach sie freundlich und ging zu ihm hin, „warum sitzen Sie hier im Winkel, ohne auch nur ein Wort zu sprechen? Sie müssen heute wohl recht unglücklich gewesen seyn auf der Jagd, oder ist ihnen etwas anderes Unangenehmes begegnet, daß sie so übel gelaunt sind? Erzählen Sie es mir doch.“

„Nein, auf der Jagd war ich wirklich nicht unglücklich,“ erwiederte Thorsten mürrisch. „Sie dürfen nur nach Julinge hinüber senden, so liegen drei Hasen und ein Reh für Sie bereit, welche ich für heute Mittag geschossen habe; aber ich bin noch immer böse und werde ihnen auch sagen warum, wenn wir allein sind.“

„Wenn wir allein sind,“ parodirte Bianka, und zeigte ihre kleinen, weißen Zähne mit schalkhaftem Lächeln, „ah, wie sehne ich mich nach einem solchen Augenblicke. Sie sind doch im Grunde ein wunderlicher Mensch, Thorsten!“

„Kann seyn,“ erwiederte er, „aber ich kenne doch Leute, die Sie nicht wunderlich finden.“

„Aha!“ rief sie lächelnd, „geht es dahinaus; nun fange ich erst an, sie zu verstehen, mein Freund! — Armer Jüngling! indem ihr euch um nichts erzürnt, macht ihr euch auch nur Mühe, euch wieder zu versöhnen.“ Mit diesen Worten setzte sie sich wieder an die Seite von Kei und Theodor.

„Gut Bianka! gut!“ flüsterte Thorsten für sich selbst und biß sich vor Erbitterung auf die Zunge, „ich werde mir diese Worte merken, wenn Du sie einmal vergessen hast. — Armer Jüngling! — ich! ja ich will blind werden für mein ganzes Leben, wenn ich mich nicht an ihm räche, denn nur er allein ist Schuld an Allem; — doch, es wird schon die Zeit erscheinen.“

Kurz darauf nahm er Abschied und ging.

Anina kam in dieser Zeit fleißig zu Falk hinüber. Anfangs schien ihr Theodor keine besondere Aufmerksamkeit zu schenken; ihr stilles, zurückgezogenes Wesen war für ihn nicht so reizend, wie die sprudelnde Munterkeit, das feurige, warme Leben Biankas, das sie überall durch ihre Nähe zu verbreiten verstand, und das besser mit seinem Gemüthe übereinstimmte.

Bei Kei jedoch war es leicht bemerkbar, welche Macht Aninas Nähe auf ihn auszuüben pflegte; sie machte ihn munterer und zufrieden, und seine kalten, finsteren Züge erhielten einen Anflug von Freundlichkeit, welcher ihn so gut kleidete. Zuweilen, wenn er sich von Niemand beobachtet glaubte, ruhten seine Blicke auf ihr mit einem Feuer und so scharf und durchdringend, als wenn er ihr in die Seele schauen wollte; da konnte man dann sehen, daß etwas in seinem Innern gährte, was er mit aller Macht zu unterdrücken suchte. Ueberhaupt kam er Theodor in der letzten Zeit immer geheimnißvoller vor und schien jede Gelegenheit zur Erklärung über diesen Punkt vorsichtig zu vermeiden; er

war öfters die Nacht hindurch abwesend und schlich sich erst am Morgen sachte und lautlos in sein Zimmer; so traf ihn auch Theodor Abends einmal in einem entlegenen Theile des Gartens in tiefem und eifrigen Gespräche mit jenem Zigeuner, den sie dort im Wirthshaus auf der Heide getroffen hatten. Die Ursache zu Diesem aber blieb ein Räthsel, welches Theodor vergebens zu lösen suchte.

An einem Abend hatten sie mit beiden Mädchen einen Spaziergang verabredet. Theodor ging mit Anina voraus, weil Bianka auf Kei warten wollte, der vorher für Falk noch einen Brief zu besorgen hatte. Sie wandelten über die Fluren hin, einem Gangsteige zu, der längs des Strandes hinlief; während der Ebbezeit lag hier immer eine große Sandstrecke trocken, so daß man die weißen Sandbänke mit ihren hohen Rücken weit in das Meer hinlaufen sah; sie waren dann von kleinen, spielenden Wogen bespült, zwischen welchen sich dunkle, schwarze Kolosse von untergegangenen Wracken sehen ließen. Es war ein freundlicher, ruhiger Abend; weithin tönte der Fischer lustiger Gesang, welche mit ihren kleinen Booten ruhig über die See hinglitten. Theodor hatte noch nie diese Küste besucht; sie hatte deßhalb etwas ungeheuer Reizendes für ihn und seltsame Gedanken bewegten ihn, wenn er die erhabene Todtenstille betrachtete, welche ihre Schwingen auf die Riffe ringsumher ausbreitete, wo so manches schwarze, zersplitterte Wrack, halb vom Sande verborgen, ein

stiller, aber fürchterlicher Zeuge ist von jener gigantischen Kraft, die im Meere verborgen liegt. Anina erzählte ihm mit leisem, wehmüthigem Tone von vielen Unglücklichen, welche an dieser Stelle ihren Tod gefunden, obwohl sie zuweilen dem Lande schon so nahe waren, daß sie mit den Lootsen am Strande sprechen konnten. Er lauschte zuerst mit Verwunderung, dann mit immer mehr steigendem Interesse auf das, was sie sprach; dieses tiefe Gefühl, diese innerliche, warme Sprache hatten etwas unbeschreiblich Rührendes für ihn und waren um so mehr überraschend, als er sie früher nur immer stille und zurückgezogen gesehen hatte, ohne mit besonderer Lebhaftigkeit an dem Antheil zu nehmen, was in ihrer Nähe gesprochen wurde; er ahnte nicht, daß er es selbst war, der diese verborgene, unbekannte Quelle von reinen, überströmenden Gefühlen in ihr aufgedeckt hatte, weil seine eigene Stimmung sanfter, seine Sprache wärmer geworden war, als früher. So rauben wir uns oft selbst des Lebens schönste Momente, weil uns eine falsche Scham dasjenige zu äußern und auszusprechen verbietet, was wir fühlen, was in uns lebt; zuweilen auch, wenn die Gefühle ganz rein uns durchglühen und im schönsten Lichte strahlen. Manche sehen es für Schwachheit an, solche Gefühle ihnen eigen zu wissen und suchen sie deßhalb auf alle mögliche Weise zu unterdrücken. Nie besitzt jedoch der Mann diese warmen, innerlichen Gefühle im gleichen Grade, wie das Weib; bei diesen begründen sie eine

eigene, glückselige Welt und die Aeußerungen derselben machen sie schön und bezaubernd für das Auge. Das ist der himmlische Duft dieser schönen Blumen, eine reine, kindliche Seele spricht aus ihnen, und die Liebe, die sie wecken, liegt außer den Grenzen der Zeit und wird niemals altern; aber es gibt so Wenige, die dieselben zu wecken verstehen, daß sie sich bei den meisten aus Furcht vor Mangel an Sympathie verbergen. Zuweilen werden sie auch leichter hervorgerufen, gewöhnlich aber erfordern sie eine nähere Kenntniß des Charakters, eine größere Feinheit im Umgang, als in den einzelnen Augenblicken, wo sie sich uns hingeben. Gleich der Mimosa sensitiva, die sich bei der geringsten, unsanften Berührung zusammenzieht, ziehen sie sich dann aus Mangel einer verwandten Seele in des Herzens Hintergrund zurück und verstummen zuweilen für ewig.

Anina erzählte mit einer bewegten, schwärmenden Stimme, wie Kei an einem Herbsttage, als ein fremdes Schiff auf die Riffe getrieben worden war, mit größter Lebensgefahr drei Menschenleben rettete, sie erzählte von seiner Beherztheit, womit er den Unglücklichen zu Hilfe geeilt und ihre eifrigen Lobeserhebungen, der bewegte Ausdruck ihres strahlenden Auges, das stille, hinreißende Flüstern ihrer bebenden Lippen übten einen neuen und mächtigen Eindruck auf ihn aus. Auf einmal ward ihr Gespräch durch einen kleinen Knaben unterbrochen, der über die Heide herlief und an ihnen mit dem Ausruf: „Nehmt euch in Acht, der Wahnsinnige kommt!“

vorüberstürzte. Anina stieß erschreckt einen schwachen Schrei aus und bat Theodor hurtiger zu gehen. Verwundert wandte er sich um und sah einen Menschen mit langen, festen Schritten auf sie zukommen. Er suchte sie zu beruhigen und bat sie, nur auf ihn zu vertrauen.

„Sie mißverstehen mich," rief sie aus und ein schmerzliches Lächeln spielte um ihren Mund, „ich fürchte diesen Mann nicht; mir thut er nichts zu leide."

Der Wahnwitzige war ihnen unterdessen auf ein paar Schritte genaht. Es war ein hoher, schwergebauter Mann mit einem gräßlich wilden Gesichte, um welches nach allen Seiten herum dicke, schwarze Haare hingen. Seine funkelnden Augen liefen rund wie ein Rad im Kopfe umher und seine ganze Gestalt war so, daß sie jedermann Grund zu Furcht einflößen mußte. Er ging in tiefen Gedanken mit gebücktem Haupte an ihnen vorüber; als er aber ein Paar Schritte vorausgekommen war, stand er plötzlich stille, betrachtete sie starr und ging darauf wieder zu ihnen zurück.

Anina erbebte und selbst Theodor konnte sich eines unwillkürlichen Schauders beim Anblicke dieses Mannes nicht erwehren.

„Meine Gnädige!" rief der Fremde mit einer hohlen, tieftönenden Stimme, — „bei solch gräulichem Wetter dürfen sie nicht spazieren gehen, sie verkälten sich bestimmt, die Abendluft ist höchst schädlich für sie, da sie von so schwächlicher Natur sind. Ah! wie das

regnet; hören sie wie der Sturm tobt außen am Meere? Jetzt verlangt er wieder Menschen; so tobte er einmal vor langer Zeit in einer dunklen, dunklen Nacht; o, ich habe sie noch nicht vergessen!"

Anina war so erschüttert, daß sie kaum weiter zu gehen vermochte, sie schwieg, aber die Thränen liefen über ihre Wangen herab.

„Anina!" rief der Mann aus, nachdem er einige Minuten still an ihrer Seite gegangen war, und es schien, als wäre er jetzt seiner selbst bewußt, „sag mir doch, wer ist denn der da, mit dem Du hier gehst? Er sieht mir so fremd aus!"

Sie warf Theodor einen bittenden Blick zu, aber er verstand dessen Bedeutung unrecht; er wandte sich um gegen den Fremden und entgegnete kurz und bestimmt:

„Ich bin ein Mensch, der diese junge Dame beschützen und jede Beleidigung rächen kann, die ihr zugefügt wird!"

„Beschützen!" erwiederte der Andere mit einem wunderlichen, wilden Ausdrucke, „was Teufel ist das für ein Gerede? Glaubt ihr vielleicht, diese Dame habe etwas von mir zu befürchten? — Ich bin ja der Dammgraf, ihr eigener, fleischlicher Vater, nicht wahr, Anina? Ich bin Dein Vater! und wenn ihr glaubt einem Schlage von diesem Arme stehen zu können, so versucht einmal zuvor einen jütländischen Händedruck!" Er ergriff nun ohne Weiteres Theodors Hand und klemmte

sie so fürchterlich, daß sich das Blut zwischen die Nägel drängte, ohne daß jedoch dieser ein Zeichen des Schmerzes von sich gab.

„Ihr habt euch wie ein braver Kerl gehalten," äußerte der Dammgraf zufrieden, „zwischen uns wird kein Streit mehr herrschen." Nun ging er eine Stunde an ihrer Seite ohne zu reden.

„Seht, o seht!" rief er auf einmal und brach in ein gräßliches, krampfartiges Lachen aus, „da kommt der Teufel, der will mich wieder in meine Pfütze zurückführen, und hatte ich mich doch so vorsichtig davongeschlichen;" dabei deutete er mit wilden, verdrehten Mienen auf den Weg zu, wo der Zigeuner Math herkam. „Ha! ha! Math, Du bist es also wirklich," rief er im erschütternden Tone des vollsten Wahnsinnes, „dachte ich doch, Du hättest es in der Dunkelheit nicht gemerkt, als ich fortlief von Dir."

„Nun müßt Ihr mit mir heim, Herr!" äußerte Math ruhig und bestimmt, während er Anina einen gerührten Blick zuwarf, „kommt nun, es wird schon spät hieraußen."

„Ja, ja, Du hast Recht, Math! — Es wird das beste seyn, wir machen, daß wir von der Stelle kommen; aber das sage ich Dir, sobald der Sturm und der Regen nachläßt, will ich hinaus; ich muß hinaus an den Strand, um nach ihr zu suchen, wenn der Mond sich durch die Wolken hindurchdrängt."

Diese letzten Worte sprach er mehr flüsternd und wandte sich darauf zu Anina:

„Du mußt auch heimgehen, Tochter, hörst Du? Du kannst dieses Wetter nicht vertragen, Du weißt ja, daß Du Anlage hast, schief zu werden.“

Da brach Anina in lautes Weinen aus.

„Nun weine nicht so, mein Kind!“ fuhr der Dammgraf fort und legte seine breite Hand auf deren Schulter, „da kannst Du nichts machen. Maria war auch so schief und deßhalb stürzte sie in den See, — sie stürzte in den See! die Leute sagen, ich hätte sie hineingeworfen, aber Gott weiß — . . .“

„Kommt nun, kommt!“ rief Math in strengem Tone, und nahm ihn beim Arme und zog ihn halb mit Gewalt fort. Der Dammgraf lachte überlaut und während ihn der Zigeuner mit sich fortführte, sang er mit wunderlicher, kreischender Stimme folgende Worte:

Der Todten dürre Glieder
Empfangen Leben wieder
Beim schwachen Mondenglanz;
Sie steigen aus den Truhen,
Wo sie für ewig ruhen,
In dunkler Nacht zum Tanz.

Die schreckliche Wirkung, die des Wahnsinnigen Worte auf Anina machten, gaben Theodor die Gewißheit, daß sie in dem Verhältniß zu ihm stand, wie er sagte. Sie war des Dammgrafen Tochter! Er wollte sie trösten, aber er vermochte es nicht; er war selbst zu sehr bewegt und erschüttert.

„Laß uns heimgehen, lieber Bang!“ flüsterte sie freundlich und legte ihre Hand fester in seinen Arm. Sie verließen nun den Weg am Strande und schritten stillschweigend durch die Kornfelder hindurch, zwischen welchen sich der Weg zum Pfarrhof hinschlängelte. Als sie sich demselben genähert hatten und Theodor Abschied nahm, weilten ihre frommen blauen Augen so freundlich auf ihm, sie drückte seine Hand recht fest in ihrer; sie wollte sprechen, aber die Stimme zitterte vor Weinen; „Gute Nacht!“ stammelte sie und eilte schnell hinein.

Während dieses vorging, saß Bianka im Lusthaus in des Vaters Garten und wartete auf Kei. Sein langes Säumen setzte die ungeduldige Schöne in einen verdrießlichen Humor; ihr Füßchen stampfte heftig auf die Erde und sie rief mit einer unterdrückten, leidenschaftlichen Stimme:

„Ich weiß es, daß ich ihm ganz gleichgültig bin, er belohnt meine Zärtlichkeit mit Kälte, spottet meiner in der Stille, sein Steinherz kann kein Mädchen lieben. Gut, bei Gott! ich will nun auch gegen ihn kalt und zurückgezogen seyn; will mich nicht mehr kümmern um ihn und der erste Beweis davon sei, daß ich jetzt nimmer länger auf ihn warte.“ Sie verließ das Lusthaus und eilte mit leichten, schwebenden Schritten die Allee hinauf, Anina und Theodor zu suchen.

Da kam ihr Thorsten entgegen.

„Das freut mich, daß ich Sie treffe,“ rief er, nachdem er sie gegrüßt hatte. „Ich habe noch Einiges mit

Ihnen zu sprechen.“ — Bianka erröthete; sie betrachtete ihn mit einem unwilligen Blicke; er konnte wirklich keinen minder gelegenen Augenblick getroffen haben, mit ihr zu sprechen.

Er fuhr fort: „Ich weiß nicht, liebe Bianka, durch was ich ihren Unwillen und die Gleichgültigkeit verdient habe, die sie mir in letzter Zeit bewiesen haben; habe ich denn etwas gethan, was sie beleidigt oder aufgebracht hat?“

„Nein,“ entgegnete Bianka kalt; „mein Betragen gegen sie ist, wie es immer gewesen.“

„Nein, bei Gott, nein!“ sagte Thorsten bestimmt, „sie zeigen jetzt eine Kälte gegen mich, wie ich sie früher nie bemerkt habe; sie wissen gut, daß ich sie liebe und sie haben allezeit meine Gefühle getheilt, aber seit diese zwei Studenten auf Besuch gekommen, haben sie sich ganz verändert!“

„Sie lieben mich,“ erwiederte Bianka und zog die kleine trotzige Unterlippe zu einem spöttischen Lächeln hinauf, „ich versichere sie, daß dieser Zustand für mich ganz neu ist; und ich beklage nur, daß ich es nicht eher inne ward, um ihnen sagen zu können, wie vollkommen unerwiedert die Gefühle bleiben, womit sie mich beehren. Glauben sie mir!“ fügte sie mit einem dunklen, funkelnden Blicke hinzu, „in Liebe passen wir zwei wirklich nicht für einander. Meinen Vater und mir wird es immer Vergnügen machen, sie im Hause zu sehen, ich werde mein Betragen gegen sie nie im

geringsten verändern und sie stets wie einen Freund vom Hause behandeln; aber sie für mehr anzusehen, wäre mir um die ganze Welt nicht möglich."

„Ich weiß es, Bianka!" sagte Thorsten erbittert, „daran ist ihr Pflegebruder, jener Kei, Schuld, der ist es, den sie mir vorziehen; aber bis jetzt machten sie mit mir falsches Spiel, und weil sie jetzt meiner müde sind, werfen sie mich weg, wie einen abgenützten Handschuh; ist das Recht?"

„Sie vergessen sich," rief Bianka erzürnt aus; „verschonen sie mich mit diesen Ausdrücken und verlassen sie mich."

„Gut Bianka!" schrie Thorsten mit einem funkelnden Blicke, sie geben mir darüber Gewißheit, was ich schon längst vermuthete — nehmen sie sich in Acht! Bis jetzt kannten sie mich als Freund, jetzt sollen sie mich aber auch als Feind kennen lernen; auch er soll sich hüten; ich will nicht selig werden, wenn ich nicht blutige Rache nehme, hören sie es!"

Er verließ wüthend den Garten; Bianka ging in einer unbehaglichen und gedankenvollen Stimmung in ihre Zimmer zurück.

Das Duell.

Die Mitte des Sommers war gekommen; unsere Freunde hatten bereits mehrere Monate bei Falk zuge=

bracht, und die Zeit, die sie festgesetzt hatten, zu bleiben, war vorüber. Kei erinnerte Theodor daran, aber dieser war allzuglücklich, schon an die Abreise zu denken; er überredete ihn deßhalb zu bleiben, auch Bianka bat darum, — und Bitten von so schönen Lippen haben allezeit etwas unwiderstehliches, — sie blieben also. Seit jenes Gespräch im Garten Statt gefunden hatte, kam Thorsten natürlicher Weise nicht mehr zu Falk, aber Theodor ging oft hinüber nach Julinge und brachte ganze Tage in seiner Gesellschaft zu, sie ritten mit einander aus, fischten oder gingen auf die Jagd und während dessen saß Kei zu Hause bei Bianka. Diese hatte ihm jenen Auftritt mit Thorsten noch nicht erzählt, er äußerte deßhalb öfters seine Verwunderung darüber, daß dieser nimmer Hindsholm besuche.

An einem Abend gingen Kei und Theodor mit einander Arm in Arm im Garten spazieren. Ihr Gespräch drehte sich zuerst um gewöhnliche Gegenstände, bis es Theodor auf Anina hinlenkte. Er erzählte, wie er sie zuerst mißkannte, wie er ihr Mangel an Geist zutraute, bis an jenem Abend außen am Strande, wo er einen Blick in ihr Herz geworfen, welcher es ihm in der vollsten Schönheit schauen ließ. Seine feurigen Lobeserhebungen rißen ihn zuletzt so hin, daß er unvorbehalten gestand, er liebe sie.

„Du liebst sie?“ erwiederte Kei mit einem eigenen, besonderm Ausdruck und stand stille dabei. „Das wundert mich sehr, diese Aeußerung von Dir zu hören,

aber es ist ja noch nicht lange, so nährtest Du ein gleiches Gefühl für Bianka."

„Die liebt ja Dich!" war die Antwort.

„Woher glaubst Du das?" fragte Kei und sein Angesicht ward auf einmal bleich, „was läßt Dich diesen Schluß ziehen?"

„Sie selbst; ich müßte ja blind seyn, wenn ich nicht den Unterschied in ihrem Betragen gegen Dich und alle Anderen einsehen würde; nur Du bist der Glückliche, der Auserwählte, und ich beneide Dich nicht; Bianka ist zwar entzückend schön, aber es mangelt ihr die Tiefe, die stille weibliche Zärtlichkeit, welche ich bei der sanften, anspruchslosen Anina bewundere."

„Ihr paßt nicht für einander! Du thust Unrecht, die Leidenschaft zu nähren, welche in Dir für sie zu erwachen beginnt, glaube mir, mein Freund! sie wird euch Beide unglücklich machen. Anina ist einige Jahre älter als Du, und sehr schwächlich, auch ist sie ein wenig schief, was Du vielleicht noch nicht bemerkt hast; ich weiß wohl, daß ihr schönes Gesicht, die fromme einnehmende Unschuld, die von jedem ihrer Züge strahlt, Dich für sie eingenommen haben; aber vergesse dafür nicht, daß schnell die Zeit kömmt, wo diese Reize verloren gehen, die Schwachheit des Leibes nimmt zu mit den Jahren und wenn Du sie nun bleich und krank in Deinen Armen hälst, wirst Du Dich dann zufrieden fühlen, und nicht vergessen, daß diese welke Blume

auch einmal duftete? Glaube mir, lieber Theodor! Deine Unbedachtsamkeit würde Dir später Reue verursachen; ersticke deßhalb Deine Gefühle in ihrem Entstehen, laße sie Anina nicht ahnen, sie ist so stets von Sorgen gebeugt, die Arme! Du würdest sie vielleicht für immer des Friedens berauben, den sie nun genießt. Bianka steht deßhalb weit über ihr in den meisten Hinsichten; sie ist schön, witzig und feurig, sie wird Dich allzeit zufrieden stellen können, es liegt in ihrer Natur stets neu zu scheinen, zu fesseln, und — ich glaube, sie hält etwas auf Dich."

Die nachdrückliche Kraft seiner Rede schien Theodor anmaßend, und es war doch etwas in Kei's Worten, was ihm Beifall gab; aber eben dieses war der Grund, warum er in kurzem und rauhem Tone aufbrauste: „Du bist wahrscheinlich Bianka's müde geworden und suchst jetzt meine Aufmerksamkeit auf sie zu wenden, weil Du mich wahrscheinlich als Rival bei Anina fürchtest; ich glaube Dich zu verstehen, mein Freund!"

Kei fühlte das Kränkende in diesen Worten, ohne es sich jedoch merken zu lassen; er sprach sanft und freundlich mit ihm und suchte ihm noch näher auseinanderzusetzen, wie mehr ein sinnlicher Rausch als ein ächtes, tiefes Gefühl in seiner aufsproßenden Neigung für Anina verborgen sey; darauf verließ er ihn und ging tiefer in den Garten hinein.

Theodor war in einer wunderlichen Stimmung, er gestand, daß Kei in so manchem, was er anführte,

vollkommen Recht hatte; denn er verstand es, wenn er wollte, seinen Worten fürchterliches Gewicht zu geben. So mit sich selbst beschäftiget, hörte er auf einmal das Laub sich in der Nähe bewegen; er wandte sich verwundert um und sah Anina aus dem Lusthaus treten. Sie mußte die ganze Unterredung gehört haben, denn die Stelle, wo sie verborgen gewesen, war nur ein Paar Schritte entfernt und er hatte sie nicht in das Lusthaus hineingehen sehen. Er ging auf sie zu, sie weinte und hielt ihr Taschentuch vor das Gesicht und bat ihn mit bebender Stimme, sie zu verlassen. Sie wollte gehen.

„Anina," rief Theodor heftig aus, „sie gehen? Können sie es mir verweigern, mich anzuhören? O, bleiben sie! lassen sie mich reden mit ihnen, blos eine Minute, ich bitte sie darum." Sie gab ihm schluchzend ihre Hand und wankte zu einer Bank hin. „Anina!" fuhr er fort, „sie hörten das Gespräch zwischen Kei und mir, nicht wahr? Sie können mir es nicht läugnen, sagen sie aufrichtig, um was ich sie fragte."

„Ja!" flüsterte sie schwach und erhob ihr Angesicht zu ihm mit einem wehmüthigen Lächeln, „ich hörte Alles."

„Das ist es, worüber sie weinen," fuhr er fort; Keis kränkende Worte sind es, welche diese Thränen hervorrufen; vielleicht wußte er auch, daß sie im Lusthaus waren und gab sich deshalb Mühe, mich bei ihnen in so schlechtes Licht zu setzen."

„Nein, gewiß nicht Bang! Glauben sie mir, sie kennen Kei nicht! Sie wissen nicht, wie gut er ist und es gibt Niemanden in der Welt, der es besser mit mir meint, als er.“

„Sie lieben ihn, Anina;“ rief Theodor aus in einem hohlen Tone und alle Muskeln in seinem Gesichte bebten.

„O! so innig, wie nur ein Mädchen einen Mann lieben kann;“ flüsterte sie mit hingerißener Stimme, „aber meine Liebe ist . . . .“

„Ist es also doch wahr,“ rief er in äußerster Heftigkeit aus, „Thorsten Theilov hatte also nicht gelogen, nun wird mir das Ganze klar.“

„Nein, nein, mein lieber Bang!“ erwiederte sie ängstlich; „Sie verstehen mich unrecht.“ Aber er hörte sie nicht, er sprang von der Bank auf und rannte mit eiligen Schritten den Gang hinunter. Sein Inneres war in Aufruhr, sein Herz schlug wild und hurtig in seiner Brust, er warf sich auf eine Bank, weit entfernt von jener. In dem nämlichen Augenblicke rauschte es in einem Seitengange und ein Mensch schlich sich zu ihm hin, es war — Thorsten Theilov.

Theodor fuhr auf. — „Sie hier,“ rief er verwundert. „Stille!“ sagte Thorsten mit einer gedämpften Stimme; „ich komme, ihnen einen guten Rath zu geben, ich habe die ganze Unterredung zwischen ihnen und Anina belauscht und sie bedürfen jetzt wohl keiner größeren Bekräftigung dessen, was ich ihnen anvertraut habe, als

das, was sie eben gehört haben. Kei und Anina sind in einander verliebt; das ist offenbar, sonst würde er sie nicht auf alle mögliche Weise von ihrer Neigung für Anina abzubringen suchen und auf Bianka hinwenden. Sie sind schändlich hintergangen worden von ihm, dem sie so eifrig ihr Lob angedeihen ließen; in Aninas Armen wird er ihrer lachen, wie ein schwacher, willensloser Knabe. Suchen sie ihn auf, sagen sie ihm, daß sie ihm in die Karten gesehen haben, zeigen sie sich als Mann, er muß ihnen Rede stehen.

Nach diesen Worten verschwand Thorsten wieder eben so hurtig, als er gekommen war.

„Ja!“ rief Theodor entflammt und erbittert; „er hat Recht, ich bin hintergangen von ihm, den ich für meinen besten Freund ansah, schändlich hintergangen; aber ich will es ihm sagen, ihm vorhalten, daß er niederträchtig, ja wie ein Schurke, an mir gehandelt hat.“ Er verließ das Lusthaus und eilte mit diesem Beschluß durch den Garten, Kei aufzusuchen.

Er hatte nicht lange zu gehen, bis er ihn fand; er stand am Ausgang des Gartens, und lehnte sich an eine hohe Birke in tiefem Nachdenken; er bemerkte Theodor nicht eher, als dieser schon an seiner Seite stand.

„Kei!“ sagte er mit einer tiefen, leidenschaftlichen Stimme, „ich komme in diesem Augenblicke von Anina, ich habe mit ihr gesprochen und kenne nun den Grund, warum du neulich mich von Bianka abwendig zu machen suchtest, du liebst sie, nicht wahr?“

„Und wenn es nun so wäre!“ äußerte Kei, „was dann?“

„So hast du wie ein Schurke an mir gehandelt!“ rief er erbittert, „es ist schändlich, mein Zutrauen, meine Freundschaft so zu täuschen.“

„Ich habe nicht wie ein Schurke gehandelt,“ entgegnete Kei phlegmatisch, „du irrest dich, ich werde dich überzeugen.“

„Ja!“ schrie Theodor, dessen Zorn immer mehr gereizt wurde durch den ruhigen Ton, womit ihm Kei antwortete; „ich sage dir noch einmal, daß du wie ein ehrloser Mensch an mir gehandelt hast und besitzest du blos den vierten Theil von dem Muth, mit dem du gewöhnlich prahlst, so stehen dir meine zwei Pistolen zu Gebote.“

„Ich will mich nicht mit dir schlagen, Theodor, du bist außer dir, ich beschwöre dich, du irrtest dich, laß mich nur zu Worten kommen, so will ich dich davon überzeugen.“

„Ich kenne hinlänglich deine Ausflüchte, welche du beständig bei der Hand hast, ich durchschaue dich ganz; es fehlt dir wahrscheinlich der Muth, dich mit mir zu schlagen, du feige Memme! laß es sein; vorher haßte ich dich, nun muß ich dich verachten, Memme!“ Er wollte gehen.

Die Adern auf Keis breiter Stirne schwollen auf; seine Augen flammten, er ging ihm nach und ergriff ihn beim Arme.

„Halt Theodor!“ flüsterte er mit bebender Stimme, „ich bin keine Memme; du sollst sehen, daß ich Muth habe, ich will mich mit dir schießen, aber nur unter der Bedingung, daß du zuerst schießest, willst Du?“

„Das ist mir einerlei!“ antwortete er, ohne jedoch den Grund zu Keis Forderung verstehen zu können.

„Gut, gut!“ sagte Kei lächelnd, „komme morgen früh, recht früh, hinunter zum Erlengebüsch am Damme, nimm deine Pistolen mit, aber laß Niemanden etwas davon merken, hörst Du! nun gehe und laß mich allein; morgen vor Sonnenaufgang sehen wir uns wieder.“ Theodor ging nach Hause, Kei ging aber tiefer in den Garten hinein und verschwand im Dunkel zwischen den Tannen.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen am Horizont, als Theodor am nächsten Morgen zur bestimmten Stelle ging. Die tiefe, erhabene Stille, welche ringsherum herrschte und nur zuweilen durch einen Vogel unterbrochen ward, der seinen Morgengesang auf den Tannen hören ließ, setzte ihn in eine wunderliche, aufgeregte Stimmung. Er sandte einen wehmüthigen Blick hinüber zum Pfarrhofe, der ihm zur Seite lag, halb verborgen von dem dicken Nebel, der von Wald und Flur aufdampfte. Kei hatte schon längere Zeit auf ihn gewartet; seine ruhige, furchtlose Miene, womit er Theodor grüßte, stand in scharfem Contraste mit seinen bleichen und verwirrten Zügen; es lag noch etwas ungewöhnlich Freundliches und zugleich Erhabenes in

Kei's Angesicht, als er dem Anderen entgegen trat und und ihm ein kleines, versiegeltes Papier überreichte, mit der Bitte, es nachher beim Tage zu lesen. Theodor steckte das Papier zu sich, er wankte und seine Hände zitterten, als er die Pistolen lud. Kei nahm die eine, da trat einige Augenblicke eine fürchterliche Pause ein, sie stellten sich auf die bestimmten Plätze. Theodor erhob seinen Arm, der Schuß knallte, das Laub in dem naheliegenden Busche raßelte und die Kugel fuhr hart an Keis Schulter vorbei, dieser aber stand unbeschädigt mit gekreuzten Armen an seinem Platze.

„Du siehst nun, mein Freund! daß ich Muth habe, deinem Schuß zu stehen, „nun kömmt die Reihe an mich, aber ich schenke dir den Schuß, ich habe nicht Lust, dir das Leben zu rauben.“ —

„Schieße, schieße!“ rief Theodor mit einer zitternden Stimme, „keine Romanenstreiche!“

„Nein! nein, bei Gott, laß es gut seyn!“ rief in diesem Augenblicke eine weinende Stimme in der Nähe, ein junges Mädchen stürzte von einem Seitengange her in Kei's Arme, es war Anina. Sie war in vollkommener Morgenkleidung; ihr dunkles Haar glitt ungeflochten aus dem weißen Häubchen hervor, das es bis jetzt zusammengehalten, ihr Halstuch flatterte in der Luft; aber sie merkte es nicht, ihr ganzes Leben lag in dem Blicke, mit welchem sie nun Theodor betrachtete.

„Gott sei gelobt, daß noch kein Unglück geschehen ist!“ rief sie mit der zärtlichsten Stimme und schlang

ihre Arme um Keis Hals, „mir ward so bange, als ich den Schuß hörte.“

Theodor stand einige Schritte entfernt mit der abgeschoßenen, rauchenden Pistole in der Hand, die tiefste Verzweiflung sprach aus allen seinen Mienen, er ward bleicher, als vorher, er schleuderte die Pistole so gewaltsam gegen eine Tanne, daß der Schaft zersplitterte und mit dem Ausruf: „O Gott!“ stürzte er wild und stürmisch hinaus auf das Feld.

„Gehe nun wieder heim, Anina,“ sagte Kei bewegt, „laß dir nichts merken von dem, was hier geschehen, ich werde ihn aufsuchen und zufrieden stellen.“

„Thue das, lieber, guter Kei! erzähle ihm alles! offenbare ihm das Verhältniß, in dem wir zu einander stehen, o wenn du wüßtest...“

„Ich weiß es, Nina!“ flüsterte er hohl, „das ist wieder eine Spur von dem Fluche, der über uns verhängt ist; gehe nun heim, ich werde bald mit ihm zurückkommen.“

Er küßte sie und als er fortging, sah Anina, wie er sich mit dem Rücken seiner Hand die Augen trocknete; seine Eisennatur war erschüttert. Sie ging in den Pfarrhof zurück.

Hätte sie länger verweilt, so würde sie ein bösartiges, finsteres Gesicht hinter einem großen Erlenbusche hervorstechen gesehen haben, es war Thorsten Theilov. — „Verdammt!“ murmelte er und trat auf den Platz heraus, als er allein war, hätte nur auch Kei geschoßen,

der hätte Theodor gewiß nicht verfehlt und ich hätte mein Spiel gewonnen, nun aber versöhnen sie sich wieder mit einander; den Henker diesen Beiden! nun ist mein Plan wieder gestrandet!“ Er schlich sich fort und stieg über das Gitterwerk hinaus auf die Landstraße.

Kei hatte Theodor getroffen; sie gingen miteinander durch das Dorf hinaus und die Bauern, welche an ihnen vorbei auf die Heide zur Feldarbeit fuhren und sie grüßten, kamen gewiß nicht auf den Gedanken, daß sie ein Paar Augenblicke vorher als Feinde mit Mordwaffen gegenüber standen.

„Sei nur ruhig, Theodor!“ sprach Kei und nahm ihn bei der Hand; „die Zeit ist nun gekommen, du sollst Alles erfahren und du wirst einsehen, daß du sehr unrecht gethan hast. Oeffne nun aber vor allem den Brief, den ich dir kurz vorher übergab, er enthält nur wenige, aber bedeutungsvolle Worte.“ — Er betrachtete ihn mit ein freundlichem Blicke, bis er den Brief erbrach und las: „Anina ist meine Schwester!“

Das Papier entfiel seinen Händen, seine Augen schwammen in einem feuchten Glanze und er sank an Kei's Brust.

„Ist es wahr Kei, du und Anina, ihr seid Bruder und Schwester, und der Dammgraf?“

„Er ist unser Vater,“ antwortete Kei sachte und klanglos und sah stille vor sich hin, „du hast mir also Unrecht gethan,“ fuhr er fort, „nicht wahr? Du gibst es zu, aber ich kann es mir schon denken, das war

wieder Thorsten Teilov, der dich gegen mich aufhetzte; laß uns nun aber alles vergessen."

„Aber warum sagtest du mir das nicht schon gestern Abends? Du konntest mich dadurch an einem Schritt verhindern, der mich beinahe für mein ganzes Leben unglücklich gemacht hätte."

„Du warst zu hitzig, um mich zu hören und ich hatte Aussicht zu sterben, ein Mittel, dem Fluche zu entgehen, der über mir ruht; nun, es sollte nicht geschehen und ich finde mich auch so darein. Das Einzige, um was ich dich bitte, ist, Anina zu vergessen; ich sagte dir gestern Abends die Gründe, du mußt selbst einräumen, daß ihr Beide nicht für einander paßt."

„Du zeigst mir den Himmel, Kei!" rief Theodor aus, „und stoßest mich in demselben Augenblicke in die Finsterniß; warum erzählst du mir, daß sie deine Schwester ist und sagst, daß ich sie vergessen muß? Du kennst die Liebe nicht, du, der niemals geliebt hat, weißt nicht, wie mächtig und überwiegend diese Gefühle, wenn sie einmal erwacht sind."

„Auch ich habe geliebt," äußerte Kei mit einem funkelnden Blicke, „es war eine Zeit, wo ich eine Liebe nährte, mehr glühend als die Lava des Vesuv."

„Du?" — sagte Theodor verwundert; denn Kei hatte in diesem Punkte beständig ein tiefes Schweigen beobachtet, — „du, der du stets so gleichgültig, so kalt warst gegen Alle."

„Halte mich nicht für eine halbverlöschte Kohle,

welche das Feuer verzehrt hat," sagte er mit tiefer Stimme, — „diese Gefühle haben bei mir einen andern Namen angenommen; aus ihnen entsprang Haß, Verachtung für das ganze Geschlecht; aber komm, laß uns auf diesem Pfad ein wenig in den Wald hineingehen, du sollst die ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende erfahren." Theodor folgte und der Andere erzählte nun unter manchen leidenschaftlichen Ausbruch, was ich hier in Kürze wieder geben werde:

Kei war, wie vorhin erzählt, ein Sohn des Dammgrafen und Aninas Bruder. Falk nahm ihn schon als ganz kleinen Knaben zu sich und ließ ihn studiren. In seinem sechzehnten Jahre kam er in die Hauptstadt, um das Examen zu machen, und kurz darnach schloß er Bekanntschaft mit einem seiner Mitkollegen, Talmer, der ihn in seiner Familie einführte; Talmers führten ein großes Haus; der Vater war Vorstand von einem der Collegien gewesen und hinterließ der Wittwe bei seinem Tode zwei Kinder und ein bedeutendes Vermögen. Emma, so hieß die Tochter, war sehr schön, sehr gebildet, im Ganzen genommen, sehr liebenswürdig; sie war der Gesellschaft Abgott, ihrer Mutter Stolz und der beste von allen Beweisen, der aufgestellt werden konnte, war gewiß der, daß selbst alle Damen sie untadelhaft fanden; denn ich ließ mir sagen, daß es nur selten der Fall ist, daß eine Einzelne von allen Uebrigen hervorgehoben und bewundert werde. Mit allem Diesem war sie doch anspruchslos und bescheiden, sie besaß ein

gutes, sanftes Herz; ihr Wesen hatte außer jener reizenden Weiblichkeit und feinem Takt, der sich nach Allen zu richten verstand, zugleich einen seltenen Grad von kindlicher Naivität, so daß sie von dem geringfügigsten Gegenstande hingerissen und bewegt wurde; und nie strahlten zwei dunkelblaue Augen mit einem feurigeren Glanz, mit größerer Zärtlichkeit, als ihre. Kei ward also durch den Bruder bei der Familie eingeführt; er nahm die Einladung mit desto größerem Interesse an, als er schon längere Zeit von der schönen Schwester seines Freundes als einer der ersten Schönheiten der Hauptstadt sprechen hörte; er verlangte darnach, sie zu sehen und ahnte nicht, daß dieser Schritt gewaltigen Einfluß auf seine ganze Zukunft ausüben würde. Die Eleganz, Pracht und der feine Ton, welcher bei Talmers herrschte, war ihm anfangs ungewohnt und es kostete ihm Mühe, mit ihnen vertraulich zu werden. Er war stille und zurückgezogen, der Einzige von Allen, welcher Emma nicht bewunderte; nur zuweilen öffnete sich sein Mund zu einem Lächeln und er war anscheinend gleichgültig und kalt gegen sie. Emmas Eitelkeit fühlte sich dadurch gekränkt und ohne gerade einen andern Grund zu haben, als just diesen, zeigte sie sich freundlicher gegen ihn und behandelte ihn mit größerer Zuvorkommenheit, als die Uebrigen; es machte ihr ein mächtiges Vergnügen, seinen Stolz zu beseitigen und auch ihm die Gunst und Huldigungen aufzuzwingen, die ihr von Andern dargebracht wurden. Es währte

nicht lange, so geschah es, sie hatte ihren Zweck erreicht; aber in dasselbe Netz, in welches sie ihn verstrickte, verwickelte sie auch sich. Sie fand schnell ein früher ungekanntes Interesse für Kei, schwach und kraftlos liebte sie das Ungewöhnliche, das Dreiste, Wilde in seinem Charakter, der sich nicht unter die Formen des gewöhnlichen Lebens beugen ließ, die lebendige Einbildungskraft, die glühende Wärme, die Derbheit, weit entfernt von Rohheit und Anmaßung, womit er seine Ansichten geltend machte, und zugleich das Glück, welches sie durch ihr Wohlwollen über sein ganzes Wesen ausgebreitet sah, alles dieses, sage ich, war Etwas, was den Stoff zu ihren Betrachtungen lieferte, wenn sie sich für einige Augenblicke die süßeste Zufriedenheit schaffen wollte. Mit einem Wort: sie begann Kei zu lieben. Ihr Charakter hatte durch eine ziemlich übertriebene Lesewuth einen romantischen, schwärmerischen Anstrich erhalten, dafür gab das geheimnißvolle, unveränderte Schweigen, welches er stets mit Rücksicht auf sich selbst beobachtete, ihm nur größeren Werth bei ihr; sie wußte, daß er mehr versucht und überstanden und die Ungewißheit, in der sie lebte, der beständige Zweifel, ob er auch ihre Gefühle erwiedere, gaben ihm größeren Reiz und riefen eine Leidenschaft hervor, deren Stärke sie erst später kennen lernte. Er war, ohne es selbst zu wissen, den sichersten Weg gegangen, ihre Liebe zu gewinnen; er würde lieber nie die innerliche Bewunderung, welche er fühlte, geäußert haben, nicht die

glühende, warme Liebe, welche darnach folgte, wenn er nicht das Wohlwollen bemerkt hätte, mit welchem sie ihn behandelte. Sie, der Gegenstand für des ganzen Kreises Aufmerksamkeit, erhob ihn, den gering Geachteten, den Unbedeutenden, und gewann dadurch eine unwiderstehliche Macht über ihn, die ihn jeden Rath vergessen ließ, den ihm sonst Besonnenheit und Klugheit eingab.

So geschah es, daß er an einem Abende zugleich mit zwei andern Herrn bei Talmers war. Emma war allein im Zimmer, die Mutter war ausgegangen; sie saß auf dem Sopha, Kei ihr gegenüber und wenn sich ihre Augen begegneten, strahlten sie von einem unverkennbaren Ausdrucke von Güte und Wohlwollen für einander. Da ließ Emma ihr Strickzeug fallen; instinktmäßig bückten sich beide Herren darnach, Kei blieb sitzen, Emma lächelte — ein Blick, ein Wort, sie reichte ihm die Hand über den Tisch. — Von diesem Abende an waren sie verlobt. Kei war nun gleichsam ein anderer Mensch geworden, er lebte nur für Emma, er liebte sie mit all der grenzenlosen Wärme, die ihm sein heftiges, feuriges Temperament eingab, sein ganzes Leben war gleichsam ein schöner Traum, der ihn unbeschreiblich zufrieden und glückselig machte; sie kannte die Größe seiner tiefen, innerlichen Gefühle für sie, weil sie dieselben in gleichem Grade für ihn nährte. Die Flammen des Vesuv, welche von dunkler Nacht umhüllt gegen Himmel sprühen, haben keinen größeren

Glanz als diese funkelnden Blicke, welche sie wechselten, wenn sie in Anwesenheit Anderer sich Zwang anlegen mußten; denn Emma kannte die Glanzsucht und den Stolz ihrer Mutter zu gut, um ihr das Verhältniß, das zwischen ihr und Kei bestand, offenbaren zu dürfen, dieser hatte wie mancher andere arme Student — Gott bessere es! — nur sehr schlechte Aussichten und sie beide fanden es am klügsten, vor der Hand alles zu verschweigen.

Ein halbes Jahr ging so hin, da ward Emma krank, sehr krank, die Aerzte zweifelten an ihrem Aufkommen. Kei schwieg, er war anscheinend ruhig, denn er verstand sich zu beherrschen, er konnte lächeln, munter und ausgelassen sein, wenn auch zu gleicher Zeit sein Inneres von dem gräßlichsten Schmerze zermalmt wurde; aber es lag dann immer etwas in dieser eiskalten Ruhe, welches deutlicher sprach, als das wärmste Wort und zum ersten Male ahnte Frau Talmer, daß hier ein Verhältniß stattfinde zwischen ihm und ihrer Tochter, ein Gedanke, der sie erbleichen machte, aber sie war eine Dame von Welt, sie zwang sich in seiner Nähe ruhig zu sein, dasselbe ewige Lächeln spielte um ihre Lippen wie vorher, als er Abschied nahm und erst darnach brach ihre ganze Heftigkeit gegen Emma los, die schwach, wie sie war, ihr nichts zu läugnen vermochte, — das Geheimniß war aufgedeckt. Kei ahnte nichts. Einen Tag später ging er wieder zu Talmers; ein Mädchen empfieng ihn an der Thüre und wies ihn mit dem

Vorgeben ab, daß er heute nicht zum Besuch vorgelassen werden könne. Acht Tage später brachte ihm der Diener einen Brief; er erkannte Emmas Handschrift und öffnete ihn mit erwartungsvoller Hast. Sie schrieb: „daß ihre Familie von ihrem Verhältniß unterrichtet sei, man hätte ihr das Unvernünftige davon vorgestellt, indem sie nämlich zu lange warten müßten, bis sie ihr Ziel erreichen könnten, sie theile nun selbst diese Ansichten und finde es deshalb beiderseits für das Beste, mit einander zu brechen."

Kei war wie vernichtet, als er diese Worte las. Er traute seinen eigenen Augen nicht; es wäre unmöglich, die abwechselnden Gefühle zu beschreiben, die sich in seinem Antlitz spiegelten: Schmerz, Zorn, Raserei machten alle Muskeln erbeben, ein jeder Gedanke von Selbstbeherrschung war verschwunden; er warf sich auf einen Stuhl und weinte. Es währte lange, bis er nur einen Beschluß fassen konnte, mehrere Stunden lang blieb er an einer Stelle sitzen, wie eine Bildsäule, als er sich aber endlich emporhob, sah man nicht länger Schmerz oder Verzweiflung in seinen bleichen, zitternden Zügen, eine tödtende, eisige Kälte lag ausgebreitet über ihm. Er schrieb an Emma, nicht mit der glühenden Wärme wie früher, nein, ruhig und besonnen verlangte er den Grund zu wissen zu dieser plötzlichen Veränderung bei ihr, er bat sie blos um eine aufrichtige, wahre Antwort und ließ den Brief durch denselben Briefträger besorgen, der so oft den Liebes-

boten zwischen ihnen gemacht hatte. Emmas Antwort war wie der vorausgehende Brief und beinahe von gleichem Inhalte; schließlich bat sie ihn noch, ihrer zu vergessen und nicht öfter mehr an sie zu schreiben.

Jetzt war er wieder gefaßt, es währte nicht lange, hatte er dieselbe Macht über sich errungen, wenigstens so weit, daß er Allen den Zustand seines zerrissenen Herzens verbergen konnte; er überredete sich selbst, daß ihre Aufführung kokett und leichtsinnig war und gab sich Mühe, sie ganz zu vergessen. — Emma ward gesund; sie nahm wiederum Theil an den Belustigungen und Zerstreuungen, zu denen sie ihre Jugend einlud, war auf allen Bällen, in allen Gesellschaften wieder Königin, ein Gegenstand, der die Aufmerksamkeit aller jener respektiven Herren „Hofmacher“ in Anspruch nahm. Kei traf mehrmals mit ihr zusammen, obwohl er es zu vermeiden suchte; sie war ein wenig bleicher geworden als vorher, aber derselbe frische Glanz leuchtete noch in ihrem großen, schwarzen Auge, dasselbe bezaubernde Lächeln spielte um ihren Mund, wie früher. Zwei Jahre gingen vorüber. Er war juridischer Candidat geworden und in einem Collegium angestellt; seine äußere Stellung war jetzt ziemlich gut, aber er war nicht zufrieden, ein finsteres, beinahe abstoßendes Wesen lag über ihn ausgebreitet, sein Leben glich dem, das die Blumen führen, wenn man sie ihrer besten Zweige beraubt hat, es war blos mehr ein Schatten von dem vorausgehenden; siech, schwach und zerknickt stehen jene

unter der Menge frisch Aufblühender und sehnen sich nach dem Winter, der ihrem traurigen Zustand ein Ende macht. „Der Liebe Bund ist leicht zu binden, aber schwer zu brechen," wie ein gewisser Dichter gesagt hat, ich weiß gerade nicht welcher.

Emma blieb nicht länger mehr in der Hauptstadt. Einer von Keis Freunden, der öfter in Talmers Haus kam, erzählte ihm bei Gelegenheit, man sage, sie wäre auf das Land zu einer Tante gereist. „Sie war etwas kränklich in der letzteren Zeit," äußerte der Freund gleichgültig, „nur Gott kann wissen, was ihr fehlte; ich glaube nicht, daß die Munterkeit, die sie stets zeigte, ungeheuchelt war."

Kei schwieg bei dieser Aeußerung, er übergieng überhaupt jede Gelegenheit von ihr zu sprechen; seine edlen, gekränkten Gefühle wurden später zu Gleichgültigkeit, zu einer Art Haß für ihr ganzes Geschlecht.

Das war der Inhalt von dem, was er Theodor erzählte, der mit ununterbrochener Aufmerksamkeit einem jeden seiner Worte lauschte.

„Freund!" sagte er, „jetzt sind sechs bittere Jahre verflossen, seit ich den letzten Brief von ihr erhielt, das Leben hat mir manche Sorge gebracht, ich habe viel zu denken gehabt, aber ich werde sie nie vergessen; so lange mein Herz schlägt in dirser Brust, wird die Erinnerung in mir leben, daß ich für warme, innerliche Liebe nur mit Falschheit und Spott belohnt wurde; mit dem Verluste meines zukünftigen Glückes habe ich

die Erfahrung gemacht, daß Gott, als er in seinem Zorne die Erde verfluchte, Laster, Schwachheit und Eitelkeit zusammennahm und daraus das Weib erschuf; es ist gleichsam, als weilte um ihretwillen ein Fluch auf meiner ganzen Familie, denn jedes Unglück, welches das Leben aufzuweisen hat, hat uns auch heimgesucht.“ —

Noch lange gingen sie im Walde umher und als der Mittag kam, sah man sie Arm in Arm nach Hindsholm zurückgehen. In Theodors Zügen lag ein gerührter und bewegter Ausdruck, aber bei Kei war die gewöhnliche kalte und düstere Ruhe sichtbar.

Der Brand.

Schon im Anfange dieser Erzählung habe ich gesagt, daß der Dammgraf in der Nähe von Hindsholm, unten am Strande wohnte. Ungefähr einen Büchsenschuß von der See entfernt, auf einer langen Sandstrecke, welche man den Damm nannte, weil er in früheren Tagen zu einer Wehre gegen die Nordsee gedient haben mußte, lag ein ziemlich großes Gebäude, aus Riegelwerk und rothen Mauersteinen aufgeführt, und gegen die Landseite zu war es mit hohem, moosbewachsenen Feldsteinen umgeben. Jetzt war das Ganze blos mehr eine Ruine, wovon nur mehr der eine Flügel, der gegen das Meer hinausschaute, bewohnt wer-

den konnte; der übrige Theil des Gebäudes lag entweder ganz in Schutt zusammengesunken oder war zerrissen und baufällig, ein Aufenthalt für Eulen und einzelne Seevögel, die sich an der Küste aufhielten und in dem zerfallenen Gemäuer Schutz gegen die Stürme suchten. Hier wohnte er seit langer Zeit und ward deshalb vom Volke in der Umgegend der Mann vom Damme oder Dammgraf genannt. Die wilde, ununterbrochene Einsamkeit und Stille, die überall in dieser Nachbarschaft herrschte, stimmte ganz überein mit seinem Sinn und man sah sohin weit und breit keine andere menschliche Wohnung, als eine kleine, baufällige Hütte in der Nähe, die von Math bewohnt wurde, der die Pflege und Bewachung des Wahnwitzigen auf sich genommen hatte.

Es war an einem Abende im August, als zwei Männer, die eifrig in ein Gespräch miteinander vertieft waren, über den schmalen Gangsteig hinschritten, der längs der Seeküste zur Ruine am Damme hinlief. Nach einem heftigen Gewitterregen, der Nachmittags getobt hatte, war wiederum ein stilles, schönes Wetter eingetreten, der Himmel war rein, der Vollmond spiegelte sich in der See, der Nebel dampfte von Moos und Sumpf und der Brachvogel pfiff auf den Hühnenhügeln, so schön er konnte. Die beiden Gehenden waren zwei hohe, breitschulterige Personen; der Eine war jung, der Andere alt; kurz gesagt: es war Kei und der Dammgraf.

Seit langer Zeit hatte der Wahnwitzige nie so lichte

Augenblicke gehabt, wie jetzt, sein Wahnsinn war bis auf einzelne Spuren beinahe ganz verschwunden.

„Du sagst also, daß Anina den fremden Burschen liebt, der bei Falk auf Besuch ist," rief er mit etwas gedämpfter Stimme aus; „nicht wahr, mein Kei! das glaubst du?"

„Ja!" antwortete Kei, „ich hatte es schon längst vermuthet, und letzthin gestand er es mir selbst; deßhalb habe ich Anina nun überredet, eine Partie hinunter nach Ribe zu machen, um die Tante zu besuchen. Trennung ist das Einzige, was hier wirken kann, denn sie und Theodor passen durchaus nicht für einander."

„Du weißt es! — ja gewiß! sie muß es thun; du hast ganz schlau gehandelt, diese Idee durchzusetzen. Es ist sonderbar, ich habe erfahren, daß unsere Familie nie in der Liebe glücklich werden kann. So war es mit deiner Mutter, sie liebte mich so hoch, und ich glaubte fest und theuer, daß ich sie auch so liebte, — sie war sehr krank — du weißt ja, was ihr fehlte und weshalb..."

„Laß die Sache ruhen, ich kenne ja den ganzen Zusammenhang eben so gut wie du!" sagte Kei mit hohler und bebender Stimme. „Wenn nun Anina morgen herüberkömmt, um dich zu sehen, laß dir ja nichts merken, daß ich dir den Grund erzählte, warum ich ihr zur Reise rieth, — hörst du, Vater! thue, als ob du von Nichts wüßtest, das wird das Klügste seyn."

Der Andere nickte bejahend und unter solchen Gesprächen nahten sie dem Damme, wo Kei Abschied nahm und auf dem Feldweg, welcher nach Hindsholm führte,

zurückging, der Wahnwitzige aber schritt seiner Wohnung zu.

Kei war noch nicht weit gegangen, so begegnete ihm Theodor, der von Julinge zurückkehrte, wo er mit Thorsten Theilov auf einer Schnepfenjagd gewesen war.

„Das ist gut, daß ich dich treffe, Kei!“ rief er aus, als sie zusammentrafen, „du versprachst letzthin, mir deines Vaters Geschichte zu erzählen und ich fühle von diesem Augenblicke an ein lebhaftes Verlangen, in dieselbe eingeweiht zu werden; nun, jetzt könntest du es gerade thun, während wir nach Hause gehen.“

„Das will ich,“ sagte Kei, „obwohl dasjenige, was ich dir von seinem frühern Leben erzählen kann, sich auf ganz gewöhnliche Begebenheiten einschränkt, die dich nicht besonders interessiren werden.

„Mein Vater wurde im Amt Rinkjöbing von sehr vermögenden Eltern geboren, die, wie so manche Andere es für am vortheilhaftesten hielten, ihren Sohn studiren zu lassen, ohne jedoch mit des Knaben Talenten zu Rathe zu gehen, ob er dazu geeignet wäre oder nicht. Mein Vater zerstörte jedoch schnell diesen ihren Plan, weil er nicht die mindeste Lust zu den Büchern hatte, seine Natur war zu wild, sein Character zu unbeständig und flüchtig, um von einem ruhigen Leben eingeschränkt zu werden; darum gieng sein Sinn und Trachten nach Allem, was gefährlich und abenteuerlich war und er wählte die See zu seinem künftigen Tummelplatz. Leute, die ihn schon als Knaben kannten,

haben mir erzählt, daß er in seinem fünfzehnten Jahre allen Seemännern von Holmsland zur Ehre gereichte und da oben gibt es doch muthige und furchtlose Männer. Sobald er nun confirmirt war, reiste er fort und blieb mehrere Jahre lang aus; er machte Reisen nach Amerika und Westindien, und ein jedes Schiff, das zu uns kam, war voll seines Lobes und Rühmens. So war er im Sommer nach Südamerika gekommen, als das Kuffschiff, auf dem er fuhr, an der Küste von Puerto bello strandete. Die ganze Besatzung außer ihm ging unter und er selbst wurde bei seinem Versuche, das Land zu erreichen, durch einen Balken, der durch die Wellen gegen ihn angetrieben wurde, bedeutend am Kopfe verletzt. Blutend und bewußtlos wurde er auf den Strand hinausgeworfen und als er wieder zu sich kam, lag er mit verbundenem Haupte in einem Bette, in der Villa einer spanischen Familie, die dicht am Meere stand. Maria, deren einzige Tochter, war seine Pflegerin. Mit einer unvergleichlichen Zärtlichkeit nahm sie sich des Fremden an, wachte an seinem Lager, tröstete ihn und suchte auf jede mögliche Weise die Schmerzen zu lindern, die ihm seine Kopfwunde verursachte. Bei dieser Gelegenheit entstand ein Verhältniß zwischen meinem Vater und der feurigen Spanierin, sie liebten sich, sie gingen mit einander in der Umgegend spazieren, als er einmal ausgehen durfte, und waren überhaupt immer in einer Gesellschaft. Eingetretene Umstände zwangen meinen Vater später, sie schnell zu ehelichen und nach

Verlauf von zwei Jahren kam er nach Jütland zurück, wo er sich unten am Damme, wo er jetzt noch wohnt, niederließ. Auf welche Weise er sich aus Amerika flüchtete, — denn daß er entkam, das weiß ich gewiß, — hat er niemals erzählt, aber aus einzelnen Aeußerungen, die ich in meiner Jugend hörte, vermuthe ich, daß er auf einer französischen Korvette entwischte. Seine Eltern im Holmsland waren unterdessen beide gestorben und er selbst schien seit seiner Zurückkunft ein ganz anderer Mensch geworden zu seyn; seine frühere Munterkeit und alles Leben war aus ihm fort, er war stets düster und in sich verschlossen und schon dortmals spürte man in seinen Handlungen Zeichen von Wahnsinn, welcher jetzt zu so fürchterlichem Grad ausgeartet ist. Ich glaube, daß sein gegenwärtiger Zustand eine Folge jener Quetschung am Kopfe war, die er auf seiner letzten, unglücklichen Reise erlitt. Die Stimmung zwischen meinen Eltern soll niemals ganz gut gewesen seyn, sie paßten nicht für einander, er war roh, auffahrend und heftig, sie dagegen gefühlvoll und schwächlich und konnte sich nicht in das einsame, abgesonderte Leben finden, das sie in dieser Einöde zu führen genöthigt war, die auch nicht ein Atom mit ihres Vaterlandes üppigen, blumenreichen Thälern gemein hatte. Sie starb aus Heimweh; merke es Dir, Theodor!" fuhr er fort mit einer tiefen und wunderlichen Betonung, „ich sage, daß sie aus Heimweh starb, den Gerüchten, die über ihr

Verschwinden ausgebreitet sind, glaube ich nicht und man soll ihnen überhaupts keinen Glauben schenken, meine ich. Ich bin des Dammgrafen Sohn! Nach ihrem Tode nun artete sein Zustand in wenigen Jahren zu einem vollkommenen Wahnsinn aus, der im Beginne so heftig war, daß er Anina und mich öfters des Lebens zu berauben suchte, ich trage noch ein unauslöschliches Merkmal davon an mir. Wir kamen daher sehr jung schon unter die Fremden hinaus. Anina wurde vom Pfarrer aufgenommen, ich von Falk. Damit habe ich Dir nun die ganze Geschichte erzählt."

Kei schwieg nun und ging bewegt und hurtig auf dem Gangsteig hin, der sich durch die Kornfelder hindurchschlängelte.

„Aber warum verbargst Du mir Dein Verhältniß zu Anina?" fragte Theodor einige Minuten später, „so daß ich erst letzthin davon unterrichtet ward, als Du mir es erzähltest?

„Warum sollte ich Dir wohl diese Sache anvertrauen, die ich Dir doch nur halb erklären konnte, und warum jenes unglückliche Verhältniß berühren, das mit unserer Verwandtschaft verkettet ward? Ich benahm mich gegen Anina gerade so, wie gegen Bianka, gerade und vertraulich, so daß Du nicht den geringsten Unterschied merken konntest zwischen derjenigen, welche meine leibliche Schwester ist und jener, welche die Zeit und der Aufenthalt bei Falk dazu gemacht hatte. Es war auch zwischen mir und Anina verabredet, daß wir so

wenig als möglich Fremde in unser Geheimniß einweihen wollen; nun hat Dir aber der Zufall alles entdeckt, denn auch Bianka, das gute Mädchen, war zu fein, jemals diese Saite zu berühren, da sie wußte, daß wir es wünschten."

Sie standen nun vor dem Thore von Hindsholm und ihre Unterredung ward geendet.

Der Wahnwitzige hatte unterdessen seine Wohnung erreicht.

„Wie ist es hier so düster," rief er aus, als er in den Hof hinein kam und über das Mauerwerk und das Sandgeröll weg dem Flügel zuschritt, den er bewohnte. „Aber ich bin doch nicht alleine, jeden Abend habe ich zahlreiche Gesellschaft, die Eule ist mein munterer Thurmwächter und die Fledermaus hält mich die ganze Nacht wach. Ich habe aber auch Gesellschaft nöthig, denn sobald ich in meinem Schloße verweile und nachzudenken beginne, geht sie mir immer im Kopfe herum. Lege ich mich zur Ruhe, kömmt sie an mein Bett hin, setzt sich auf meinen Schoß, wie sie es in alten Tagen that, und schlingt ihre Arme um meinen Hals. — Ah! aber ihre Arme sind kalt und feucht; sie küßt mich, aber das ist nicht jener warme Kuß, den sie mir früher gab, ihre Lippen sind nicht mehr blühend, sie ist nicht schön, wie einstens, und ihr Athem, — der ist wie Grabesluft, nein, nicht wie Grabesluft, der brennt, der peinigt, der erstickt."

Unter diesem Monolog stieg er hinauf über die hohe, verfallene Wendeltreppe, welche zu den Zimmern führte, die er bewohnte. Auf einmal stand er stille, er lauschte, er hielt sich mit krampfartiger Heftigkeit fest an der Mauer und stierte unbeweglich auf eine dunkle Stelle hin; seine Augen schwammen in einem übernatürlichen, strahlenden Glanze und es war Wahnsinn, es war der fürchterlichste, wilde Wahnwitz, der diesen Zustand hervorbrachte.

„Schweigt Kammeraden! flüsterte er in einem hohlen Tone, „sei stille, Du Eule da oben, hörst Du nicht, meine Maria spricht! Was willst Du mir? Warum rufest Du? Warum wolltest Du Dein Schicksal an meines ketten? Sahst Du nicht den Unterschied, der zwischen uns herrschte? Ich war roh, wild, ausgelassen, wie die Hengste der Ukraine, und Du warst ein Lamm, ein stilles, freundliches Lamm, das paßte nicht; es war Deine eigene Schuld, daß ich Deiner müd wurde, hörst Du! nun verbrenne ich dafür, es ist geschmolzener Schwefel in meinen Adern und das Hirn springt mir in meinem armen Kopfe umher, wie ein ungebändigtes Füllen.“ —

Er öffnete die Thüre zu seinem Zimmer. Der Mond stand ober dem Meere, seine Strahlen fielen in schräger Richtung zum Fenster herein auf die Wand hin, wo das Portrait eines schönen Frauenzimmers aufgehängt war. Bei diesem Anblick stand er still, wie eine Säule; sein ganzer Körper ward erschüttert und

ein kalter, eisiger Schweiß drang aus allen seinen Poren hervor.

„Maria!“ flüsterte er mit zitternden Lippen, „was willst Du hier? Warum quälst Du mich stets, indem Du Dich meinem Blicke zeigst? Geh! geh!“ heulte er und bedeckte sein Angesicht mit den Händen. Darauf fuhr er zu einer Glocke hin, welche in einem Winkel hing, und zog mehrmals heftig daran.

„Math! Math!“ schrie er mit einer Stimme, die in der öden Behausung wiederhallte, „komm' herauf, ich kann ihre scharfen, stierenden Blicke nicht aushalten.“

Ein wenig später hörte man Tritte am Gange; die Thüre ging auf und Math trat in das Zimmer mit einem Lichte in der Hand; der Dammgraf stürzte ihm entgegen.

„Schnell, Math! schnell! nimm dieses Bild von der Wand, ich will sie nicht mehr sehen, sie sieht so fürchterlich auf mich herunter und droht mir mit dem Finger. — Sie ist verwundet, sieh nur, wie ihr das Blut aus dem Munde läuft; aber was kann ich dafür, es war nicht meine Schuld, daß sie aus dem Boote stürzte.“

Math that stillschweigend, wie er verlangte, und wollte das Bild in eine abgelegene Kammer bringen, aber der Dammgraf bat ihn, es in der Stube zu lassen.

„Sie muß hier bleiben, lieber Math!“ sagte er in einem sanften Tone, „die arme Maria! sie war immer so traurig, wenn ich sie verließ und sie allein zurück

bleiben mußte; ich will sie nur nicht gerade vor mir da haben. — Geh nun Math, geh! laß mich allein seyn, ich habe noch etwas mit meinem Weibe zu sprechen, wovon Du nicht Zeuge seyn mußt." — Der Alte schluchzte, er trocknete eine Thräne aus seinen Augen; sein Licht ließ er auf dem Tische stehen.

„Ist doch Jammerschade, daß ein solcher Mann verrückt seyn muß im Kopfe," murmelte der Zigeuner bei sich selbst, während er in seine Hütte zurückkehrte. „Könnte er jetzt nicht eben so gut klug geblieben seyn. Ich kannte ihn in den Tagen seiner vollen Kraft und Gesundheit, als er mich an einem Abende rettete vom.... Herr, mein Gott! wer hätte damals glauben sollen, daß es mit ihm ein so trauriges Ende nehmen würde."

Der Dammgraf ging mit langen, hurtigen Schritten, die Arme fest ineinander verschlungen, im Zimmer auf und ab; „Maria!" flüsterte er, „komm' her zu mir, laß uns wieder gute Freunde seyn! willst Du? Süße, liebe Maria! sey mir nicht länger mehr böse, von nun an will ich immer gut mit Dir seyn und Dich nicht mehr weinen machen. — Gib mir die Hand zum Zeichen der Versöhnung," fuhr er fort in einem sanften und zärtlichen Tone. „Du gabst doch sonst immer zuerst nach, hörst Du! Werde nur nicht störrig. Was! Du willst nicht? Du bewegst Dich nicht? Du trotzest mir wiederum? Das wagst Du? Nun gut! gut! so stirb einmal!" Und er ergriff das Portrait, schleuderte es mit unbändiger Kraft zu Boden, trat es mit Füssen

und riß es zuletzt zu den kleinsten Stücken. „Stirb! stirb!" schrie er, „ich will Dich nie mehr sehen." — Er bückte sich nun, sammelte am Estrich einiges Reißholz zusammen und zündete es am Lichte an. Hurtig loderte es in die Höhe. „So! nun brennst Du auch!" jubelte er mit einem sonderbaren, schnarrenden Gelächter. „In der Hölle haben wir uns wieder getroffen, jetzt verbrennen wir Beide." Und es lag eine fürchterliche Wahrheit in diesen Worten, denn die Flammen ergriffen in diesem Augenblicke seine Kleider. — „Seht!" fuhr er fort, „wie sie sich im Tode zusammenkrümmet, ha! ha! das ist doch wärmer, als zu ertrinken! uh! sie greift nach mir, sie weint, sie schreit um Hilfe, sie sieht zum Fenster herein nach mir, — hier, da, überall, — o, rettet, befreit mich von ihrer Umarmung! — Ja, ja, ja, — ich weiß es, — ich will jetzt gerne die Wahrheit gestehen! — Ich habe Dich erwürgt, ertränkt, weil Du schief warst und häßlich!"

Mit gräßlichem Geschrei riß er sich die Haare von seinem Kopfe und wälzte sich auf dem Boden; dadurch wurde nun das Feuer an seinen Kleidern erstickt. — Plötzlich aber sprang er wieder auf. „Sie ist noch nicht todt, — sie schwimmt auf den Wellen um das Boot herum, — ich sehe sie ihre bleichen Hände nach mir ausstrecken; horch! nun ruft sie um Hilfe! — Die Wogen schäumen unter ihrer Anstrengung, die Sandbank zu erreichen! — Maria! — halte! Nur ein klein wenig, Maria, ich komme!" —

Er stürzte zum Zimmer hinaus, hinunter zum Strande, ohne auf das Feuer zu achten, welches oben immer weiter um sich griff und in einem Augenblicke den dürren Boden anzündete, und von da aus sich über die Tapeten und das Getäfelwerk, welches die Wände bekleidete, zu verbreiten suchte. Der Zugwind, der durch die zerbrochenen Fensterscheiben und durch die Thüre, die er hatte offen stehen lassen, hereinpfiff, verstärkte es noch und es währte nur wenige Minuten, so schlugen auch schon die Flammen zum Fenster hinaus und verbreiteten sich mit einer gewaltigen Hurtigkeit über die ganze Behausung. Math war der Erste, der das Unglück bemerkte, er eilte, so hurtig er konnte, zum Damme hin und durchsuchte alle Zimmer den Wahnwitzigen zu finden.

Die Bewohner von Hindsholm saßen eben in ihrem Lusthause im Garten und waren gerade in ziemlich guter Stimmung, als einer von den Leuten des Gutes „Feuer!" schrie. Erschreckt eilten alle der Thüre zu, welche freie Aussicht gegen die See hin gewährte.

„Bei meiner Treu, es brennt das Haus des Dammgrafen!" rief Falk verwundert.

Anina stieß einen Schreckensschrei aus und eilte hurtig dem Platze zu; Kei ihr voran. Ohne die Gefahr zu scheuen, stürzte er in die brennende Behausung hinein, seinen Vater zu retten. Da begegnete ihm Math, welcher in dem nämlichen Augenblicke von dem Versuche, seinen Herrn zu finden, zurückkehrte. „Wo

ist er?" schrie Kei dem Zigeuner entgegen. „Hast Du ihn schon weggebracht von hier?"

„Ich suche ihn eben," erwiederte er ängstlich; „ich kann nicht verstehen, wo er sich hinversteckt hat; noch vor kurzem verließ ich ihn in der blauen Kammer, die gegen den See hinaus sieht, aber das Feuer hat dort schon jeden Aufgang versperrt."

„Hurtig Math!" rief Kei; „folge mir nach, laß uns von der andern Seite aus einen Zugang suchen. Die Wendeltreppe ist noch frei, wir müssen ihn retten, auf welche Weise es immer möglich ist."

Mit diesen Worten kehrte er wieder zum Brande zurück, um auf der entgegengesetzten Seite des Thurmes einen Weg zu den Wohnzimmern ausfindig zu machen. Math folgte ihm mit der Geschwindigkeit eines Knaben. Sie verschwanden beide im Rauche, der von allen Seiten aufqualmte.

Der Dammgraf war unterdessen zum Strand hinunter gegangen, ohne das Unglück zu bemerken, das er oben in seinem Zimmer angerichtet hatte. Als nun die Flammen zu den Fenstern hinaus schlugen und der Wiederschein sich in dem See spiegelte, wandte er sich gegen den Damm um und betrachtete mit einem stieren und geistlosen Blicke das unermeßliche Feuermeer, welches sich in einem Nu vor ihm ausgebreitet hatte. Es war nicht ein Gran von Vernunft in diesem Augenblicke in seiner Seele zurück, sein Angesicht verzog sich zu den schrecklichsten Zuckungen.

nicht lange, so geschah es, sie hatte ihren Zweck erreicht; aber in dasselbe Netz, in welches sie ihn verstrickte, verwickelte sie auch sich. Sie fand schnell ein früher ungekanntes Interesse für Kei, schwach und kraftlos liebte sie das Ungewöhnliche, das Dreiste, Wilde in seinem Charakter, der sich nicht unter die Formen des gewöhnlichen Lebens beugen ließ, die lebendige Einbildungskraft, die glühende Wärme, die Derbheit, weit entfernt von Rohheit und Anmaßung, womit er seine Ansichten geltend machte, und zugleich das Glück, welches sie durch ihr Wohlwollen über sein ganzes Wesen ausgebreitet sah, alles dieses, sage ich, war Etwas, was den Stoff zu ihren Betrachtungen lieferte, wenn sie sich für einige Augenblicke die süßeste Zufriedenheit schaffen wollte. Mit einem Wort: sie begann Kei zu lieben. Ihr Charakter hatte durch eine ziemlich übertriebene Lesewuth einen romantischen, schwärmerischen Anstrich erhalten, dafür gab das geheimnißvolle, unveränderte Schweigen, welches er stets mit Rücksicht auf sich selbst beobachtete, ihm nur größeren Werth bei ihr; sie wußte, daß er mehr versucht und überstanden und die Ungewißheit, in der sie lebte, der beständige Zweifel, ob er auch ihre Gefühle erwiedere, gaben ihm größeren Reiz und riefen eine Leidenschaft hervor, deren Stärke sie erst später kennen lernte. Er war, ohne es selbst zu wissen, den sichersten Weg gegangen, ihre Liebe zu gewinnen; er würde lieber nie die innerliche Bewunderung, welche er fühlte, geäußert haben, nicht die

glühende, warme Liebe, welche darnach folgte, wenn er nicht das Wohlwollen bemerkt hätte, mit welchem sie ihn behandelte. Sie, der Gegenstand für des ganzen Kreises Aufmerksamkeit, erhob ihn, den gering Geachteten, den Unbedeutenden, und gewann dadurch eine unwiderstehliche Macht über ihn, die ihn jeden Rath vergessen ließ, den ihm sonst Besonnenheit und Klugheit eingab.

So geschah es, daß er an einem Abende zugleich mit zwei andern Herrn bei Talmers war. Emma war allein im Zimmer, die Mutter war ausgegangen; sie saß auf dem Sopha, Kei ihr gegenüber und wenn sich ihre Augen begegneten, strahlten sie von einem unverkennbaren Ausdrucke von Güte und Wohlwollen für einander. Da ließ Emma ihr Strickzeug fallen; instinktmäßig bückten sich beide Herren darnach, Kei blieb sitzen, Emma lächelte — ein Blick, ein Wort, sie reichte ihm die Hand über den Tisch. — Von diesem Abende an waren sie verlobt. Kei war nun gleichsam ein anderer Mensch geworden, er lebte nur für Emma, er liebte sie mit all der grenzenlosen Wärme, die ihm sein heftiges, feuriges Temperament eingab, sein ganzes Leben war gleichsam ein schöner Traum, der ihn unbeschreiblich zufrieden und glückselig machte; sie kannte die Größe seiner tiefen, innerlichen Gefühle für sie, weil sie dieselben in gleichem Grade für ihn nährte. Die Flammen des Vesuv, welche von dunkler Nacht umhüllt gegen Himmel sprühen, haben keinen größeren

Glanz als diese funkelnden Blicke, welche sie wechselten, wenn sie in Anwesenheit Anderer sich Zwang anlegen mußten; denn Emma kannte die Glanzsucht und den Stolz ihrer Mutter zu gut, um ihr das Verhältniß, das zwischen ihr und Kei bestand, offenbaren zu dürfen, dieser hatte wie mancher andere arme Student — Gott bessere es! — nur sehr schlechte Aussichten und sie beide fanden es am klügsten, vor der Hand alles zu verschweigen.

Ein halbes Jahr ging so hin, da ward Emma krank, sehr krank, die Aerzte zweifelten an ihrem Aufkommen. Kei schwieg, er war anscheinend ruhig, denn er verstand sich zu beherrschen, er konnte lächeln, munter und ausgelassen sein, wenn auch zu gleicher Zeit sein Inneres von dem gräßlichsten Schmerze zermalmt wurde; aber es lag dann immer etwas in dieser eiskalten Ruhe, welches deutlicher sprach, als das wärmste Wort und zum ersten Male ahnte Frau Talmer, daß hier ein Verhältniß stattfinde zwischen ihm und ihrer Tochter, ein Gedanke, der sie erbleichen machte, aber sie war eine Dame von Welt, sie zwang sich in seiner Nähe ruhig zu sein, dasselbe ewige Lächeln spielte um ihre Lippen wie vorher, als er Abschied nahm und erst darnach brach ihre ganze Heftigkeit gegen Emma los, die schwach, wie sie war, ihr nichts zu läugnen vermochte, — das Geheimniß war aufgedeckt. Kei ahnte nichts. Einen Tag später ging er wieder zu Talmers; ein Mädchen empfieng ihn an der Thüre und wies ihn mit dem

Vorgeben ab, daß er heute nicht zum Besuch vorgelassen werden könne. Acht Tage später brachte ihm der Diener einen Brief; er erkannte Emmas Handschrift und öffnete ihn mit erwartungsvoller Hast. Sie schrieb: „daß ihre Familie von ihrem Verhältniß unterrichtet sei, man hätte ihr das Unvernünftige davon vorgestellt, indem sie nämlich zu lange warten müßten, bis sie ihr Ziel erreichen könnten, sie theile nun selbst diese Ansichten und finde es deshalb beiderseits für das Beste, mit einander zu brechen."

Kei war wie vernichtet, als er diese Worte las. Er traute seinen eigenen Augen nicht; es wäre unmöglich, die abwechselnden Gefühle zu beschreiben, die sich in seinem Antlitz spiegelten: Schmerz, Zorn, Raserei machten alle Muskeln erbeben, ein jeder Gedanke von Selbstbeherrschung war verschwunden; er warf sich auf einen Stuhl und weinte. Es währte lange, bis er nur einen Beschluß fassen konnte, mehrere Stunden lang blieb er an einer Stelle sitzen, wie eine Bildsäule, als er sich aber endlich emporhob, sah man nicht länger Schmerz oder Verzweiflung in seinen bleichen, zitternden Zügen, eine tödtende, eisige Kälte lag ausgebreitet über ihm. Er schrieb an Emma, nicht mit der glühenden Wärme wie früher, nein, ruhig und besonnen verlangte er den Grund zu wissen zu dieser plötzlichen Veränderung bei ihr, er bat sie blos um eine aufrichtige, wahre Antwort und ließ den Brief durch denselben Briefträger besorgen, der so oft den Liebes-

boten zwischen ihnen gemacht hatte. Emmas Antwort war wie der vorausgehende Brief und beinahe von gleichem Inhalte; schließlich bat sie ihn noch, ihrer zu vergessen und nicht öfter mehr an sie zu schreiben.

Jetzt war er wieder gefaßt, es währte nicht lange, hatte er dieselbe Macht über sich errungen, wenigstens so weit, daß er Allen den Zustand seines zerrissenen Herzens verbergen konnte; er überredete sich selbst, daß ihre Aufführung kokett und leichtsinnig war und gab sich Mühe, sie ganz zu vergessen. — Emma ward gesund; sie nahm wiederum Theil an den Belustigungen und Zerstreuungen, zu denen sie ihre Jugend einlud, war auf allen Bällen, in allen Gesellschaften wieder Königin, ein Gegenstand, der die Aufmerksamkeit aller jener respektiven Herren „Hofmacher" in Anspruch nahm. Kei traf mehrmals mit ihr zusammen, obwohl er es zu vermeiden suchte; sie war ein wenig bleicher geworden als vorher, aber derselbe frische Glanz leuchtete noch in ihrem großen, schwarzen Auge, dasselbe bezaubernde Lächeln spielte um ihren Mund, wie früher. Zwei Jahre gingen vorüber. Er war juridischer Candidat geworden und in einem Collegium angestellt; seine äußere Stellung war jetzt ziemlich gut, aber er war nicht zufrieden, ein finsteres, beinahe abstoßendes Wesen lag über ihn ausgebreitet, sein Leben glich dem, das die Blumen führen, wenn man sie ihrer besten Zweige beraubt hat, es war blos mehr ein Schatten von dem vorausgehenden; siech, schwach und zerknickt stehen jene

unter der Menge frisch Aufblühender und sehnen sich nach dem Winter, der ihrem traurigen Zustand ein Ende macht. „Der Liebe Bund ist leicht zu binden, aber schwer zu brechen," wie ein gewisser Dichter gesagt hat, ich weiß gerade nicht welcher.

Emma blieb nicht länger mehr in der Hauptstadt. Einer von Keis Freunden, der öfter in Talmers Haus kam, erzählte ihm bei Gelegenheit, man sage, sie wäre auf das Land zu einer Tante gereist. „Sie war etwas kränklich in der letzteren Zeit," äußerte der Freund gleichgültig, „nur Gott kann wissen, was ihr fehlte; ich glaube nicht, daß die Munterkeit, die sie stets zeigte, ungeheuchelt war."

Kei schwieg bei dieser Aeußerung, er übergieng überhaupt jede Gelegenheit von ihr zu sprechen; seine edlen, gekränkten Gefühle wurden später zu Gleichgültigkeit, zu einer Art Haß für ihr ganzes Geschlecht.

Das war der Inhalt von dem, was er Theodor erzählte, der mit ununterbrochener Aufmerksamkeit einem jeden seiner Worte lauschte.

„Freund!" sagte er, „jetzt sind sechs bittere Jahre verflossen, seit ich den letzten Brief von ihr erhielt, das Leben hat mir manche Sorge gebracht, ich habe viel zu denken gehabt, aber ich werde sie nie vergessen; so lange mein Herz schlägt in dirser Brust, wird die Erinnerung in mir leben, daß ich für warme, innerliche Liebe nur mit Falschheit und Spott belohnt wurde; mit dem Verluste meines zukünftigen Glückes habe ich

die Erfahrung gemacht, daß Gott, als er in seinem Zorne die Erde verfluchte, Laster, Schwachheit und Eitelkeit zusammennahm und daraus das Weib erschuf; es ist gleichsam, als weilte um ihretwillen ein Fluch auf meiner ganzen Familie, denn jedes Unglück, welches das Leben aufzuweisen hat, hat uns auch heimgesucht.“ —

Noch lange gingen sie im Walde umher und als der Mittag kam, sah man sie Arm in Arm nach Hindsholm zurückgehen. In Theodors Zügen lag ein gerührter und bewegter Ausdruck, aber bei Kei war die gewöhnliche kalte und düstere Ruhe sichtbar.

Der Brand.

Schon im Anfange dieser Erzählung habe ich gesagt, daß der Dammgraf in der Nähe von Hindsholm, unten am Strande wohnte. Ungefähr einen Büchsenschuß von der See entfernt, auf einer langen Sandstrecke, welche man den Damm nannte, weil er in früheren Tagen zu einer Wehre gegen die Nordsee gedient haben mußte, lag ein ziemlich großes Gebäude, aus Riegelwerk und rothen Mauersteinen aufgeführt, und gegen die Landseite zu war es mit hohem, moosbewachsenen Feldsteinen umgeben. Jetzt war das Ganze blos mehr eine Ruine, wovon nur mehr der eine Flügel, der gegen das Meer hinausschaute, bewohnt wer-

den konnte; der übrige Theil des Gebäudes lag entweder ganz in Schutt zusammengesunken oder war zerrissen und baufällig, ein Aufenthalt für Eulen und einzelne Seevögel, die sich an der Küste aufhielten und in dem zerfallenen Gemäuer Schutz gegen die Stürme suchten. Hier wohnte er seit langer Zeit und ward deshalb vom Volke in der Umgegend der Mann vom Damme oder Dammgraf genannt. Die wilde, ununterbrochene Einsamkeit und Stille, die überall in dieser Nachbarschaft herrschte, stimmte ganz überein mit seinem Sinn und man sah sohin weit und breit keine andere menschliche Wohnung, als eine kleine, baufällige Hütte in der Nähe, die von Math bewohnt wurde, der die Pflege und Bewachung des Wahnwitzigen auf sich genommen hatte.

Es war an einem Abende im August, als zwei Männer, die eifrig in ein Gespräch miteinander vertieft waren, über den schmalen Gangsteig hinschritten, der längs der Seeküste zur Ruine am Damme hinlief. Nach einem heftigen Gewitterregen, der Nachmittags getobt hatte, war wiederum ein stilles, schönes Wetter eingetreten, der Himmel war rein, der Vollmond spiegelte sich in der See, der Nebel dampfte von Moos und Sumpf und der Brachvogel pfiff auf den Hühnenhügeln, so schön er konnte. Die beiden Gehenden waren zwei hohe, breitschulterige Personen; der Eine war jung, der Andere alt; kurz gesagt: es war Kei und der Dammgraf. Seit langer Zeit hatte der Wahnwitzige nie so lichte

Augenblicke gehabt, wie jetzt, sein Wahnsinn war bis auf einzelne Spuren beinahe ganz verschwunden.

„Du sagst also, daß Anina den fremden Burschen liebt, der bei Falk auf Besuch ist," rief er mit etwas gedämpfter Stimme aus; „nicht wahr, mein Kei! das glaubst du?"

„Ja!" antwortete Kei, „ich hatte es schon längst vermuthet, und letzthin gestand er es mir selbst; deßhalb habe ich Anina nun überredet, eine Partie hinunter nach Ribe zu machen, um die Tante zu besuchen. Trennung ist das Einzige, was hier wirken kann, denn sie und Theodor passen durchaus nicht für einander."

„Du weißt es! — ja gewiß! sie muß es thun; du hast ganz schlau gehandelt, diese Idee durchzusetzen. Es ist sonderbar, ich habe erfahren, daß unsere Familie nie in der Liebe glücklich werden kann. So war es mit deiner Mutter, sie liebte mich so hoch, und ich glaubte fest und theuer, daß ich sie auch so liebte, — sie war sehr krank — du weißt ja, was ihr fehlte und weshalb..."

„Laß die Sache ruhen, ich kenne ja den ganzen Zusammenhang eben so gut wie du!" sagte Kei mit hohler und bebender Stimme. „Wenn nun Anina morgen herüberkömmt, um dich zu sehen, laß dir ja nichts merken, daß ich dir den Grund erzählte, warum ich ihr zur Reise rieth, — hörst du, Vater! thue, als ob du von Nichts wüßtest, das wird das Klügste seyn."

Der Andere nickte bejahend und unter solchen Gesprächen nahten sie dem Damme, wo Kei Abschied nahm und auf dem Feldweg, welcher nach Hindsholm führte,

zurückging, der Wahnwitzige aber schritt seiner Wohnung zu.

Kei war noch nicht weit gegangen, so begegnete ihm Theodor, der von Julinge zurückkehrte, wo er mit Thorsten Theilov auf einer Schnepfenjagd gewesen war.

„Das ist gut, daß ich dich treffe, Kei!" rief er aus, als sie zusammentrafen, „du versprachst letzthin, mir deines Vaters Geschichte zu erzählen und ich fühle von diesem Augenblicke an ein lebhaftes Verlangen, in dieselbe eingeweiht zu werden; nun, jetzt könntest du es gerade thun, während wir nach Hause gehen."

„Das will ich," sagte Kei, „obwohl dasjenige, was ich dir von seinem frühern Leben erzählen kann, sich auf ganz gewöhnliche Begebenheiten einschränkt, die dich nicht besonders interessiren werden.

„Mein Vater wurde im Amt Rinkjöbing von sehr vermögenden Eltern geboren, die, wie so manche Andere es für am vortheilhaftesten hielten, ihren Sohn studiren zu lassen, ohne jedoch mit des Knaben Talenten zu Rathe zu gehen, ob er dazu geeignet wäre oder nicht. Mein Vater zerstörte jedoch schnell diesen ihren Plan, weil er nicht die mindeste Lust zu den Büchern hatte, seine Natur war zu wild, sein Character zu unbeständig und flüchtig, um von einem ruhigen Leben eingeschränkt zu werden; darum gieng sein Sinn und Trachten nach Allem, was gefährlich und abenteuerlich war und er wählte die See zu seinem künftigen Tummelplatz. Leute, die ihn schon als Knaben kannten,

haben mir erzählt, daß er in seinem fünfzehnten Jahre allen Seemännern von Holmsland zur Ehre gereichte und da oben gibt es doch muthige und furchtlose Männer. Sobald er nun confirmirt war, reiste er fort und blieb mehrere Jahre lang aus; er machte Reisen nach Amerika und Westindien, und ein jedes Schiff, das zu uns kam, war voll seines Lobes und Rühmens. So war er im Sommer nach Südamerika gekommen, als das Kuffschiff, auf dem er fuhr, an der Küste von Puerto bello strandete. Die ganze Besatzung außer ihm ging unter und er selbst wurde bei seinem Versuche, das Land zu erreichen, durch einen Balken, der durch die Wellen gegen ihn angetrieben wurde, bedeutend am Kopfe verletzt. Blutend und bewußtlos wurde er auf den Strand hinausgeworfen und als er wieder zu sich kam, lag er mit verbundenem Haupte in einem Bette, in der Villa einer spanischen Familie, die dicht am Meere stand. Maria, deren einzige Tochter, war seine Pflegerin. Mit einer unvergleichlichen Zärtlichkeit nahm sie sich des Fremden an, wachte an seinem Lager, tröstete ihn und suchte auf jede mögliche Weise die Schmerzen zu lindern, die ihm seine Kopfwunde verursachte. Bei dieser Gelegenheit entstand ein Verhältniß zwischen meinem Vater und der feurigen Spanierin, sie liebten sich, sie gingen mit einander in der Umgegend spazieren, als er einmal ausgehen durfte, und waren überhaupt immer in einer Gesellschaft. Eingetretene Umstände zwangen meinen Vater später, sie schnell zu ehelichen und nach

Verlauf von zwei Jahren kam er nach Jütland zurück, wo er sich unten am Damme, wo er jetzt noch wohnt, niederließ. Auf welche Weise er sich aus Amerika flüchtete, — denn daß er entkam, das weiß ich gewiß, — hat er niemals erzählt, aber aus einzelnen Aeußerungen, die ich in meiner Jugend hörte, vermuthe ich, daß er auf einer französischen Korvette entwischte. Seine Eltern im Holmsland waren unterdessen beide gestorben und er selbst schien seit seiner Zurückkunft ein ganz anderer Mensch geworden zu seyn; seine frühere Munterkeit und alles Leben war aus ihm fort, er war stets düster und in sich verschlossen und schon dortmals spürte man in seinen Handlungen Zeichen von Wahnsinn, welcher jetzt zu so fürchterlichem Grad ausgeartet ist. Ich glaube, daß sein gegenwärtiger Zustand eine Folge jener Quetschung am Kopfe war, die er auf seiner letzten, unglücklichen Reise erlitt. Die Stimmung zwischen meinen Eltern soll niemals ganz gut gewesen seyn, sie paßten nicht für einander, er war roh, auffahrend und heftig, sie dagegen gefühlvoll und schwächlich und konnte sich nicht in das einsame, abgesonderte Leben finden, das sie in dieser Einöde zu führen genöthigt war, die auch nicht ein Atom mit ihres Vaterlandes üppigen, blumenreichen Thälern gemein hatte. Sie starb aus Heimweh; merke es Dir, Theodor!" fuhr er fort mit einer tiefen und wunderlichen Betonung, „ich sage, daß sie aus Heimweh starb, den Gerüchten, die über ihr

Verschwinden ausgebreitet sind, glaube ich nicht und man soll ihnen überhaupts keinen Glauben schenken, meine ich. Ich bin des Dammgrafen Sohn! Nach ihrem Tode nun artete sein Zustand in wenigen Jahren zu einem vollkommenen Wahnsinn aus, der im Beginne so heftig war, daß er Anina und mich öfters des Lebens zu berauben suchte, ich trage noch ein unauslöschliches Merkmal davon an mir. Wir kamen daher sehr jung schon unter die Fremden hinaus. Anina wurde vom Pfarrer aufgenommen, ich von Falk. Damit habe ich Dir nun die ganze Geschichte erzählt."

Kei schwieg nun und ging bewegt und hurtig auf dem Gangsteig hin, der sich durch die Kornfelder hindurchschlängelte.

„Aber warum verbargst Du mir Dein Verhältniß zu Anina?" fragte Theodor einige Minuten später, „so daß ich erst letzthin davon unterrichtet ward, als Du mir es erzähltest?

„Warum sollte ich Dir wohl diese Sache anvertrauen, die ich Dir doch nur halb erklären konnte, und warum jenes unglückliche Verhältniß berühren, das mit unserer Verwandtschaft verkettet ward? Ich benahm mich gegen Anina gerade so, wie gegen Bianka, gerade und vertraulich, so daß Du nicht den geringsten Unterschied merken konntest zwischen derjenigen, welche meine leibliche Schwester ist und jener, welche die Zeit und der Aufenthalt bei Falk dazu gemacht hatte. Es war auch zwischen mir und Anina verabredet, daß wir so

wenig als möglich Fremde in unser Geheimniß einweihen wollen; nun hat Dir aber der Zufall alles entdeckt, denn auch Bianka, das gute Mädchen, war zu fein, jemals diese Saite zu berühren, da sie wußte, daß wir es wünschten."

Sie standen nun vor dem Thore von Hindsholm und ihre Unterredung ward geendet.

Der Wahnwitzige hatte unterdessen seine Wohnung erreicht.

„Wie ist es hier so düster," rief er aus, als er in den Hof hinein kam und über das Mauerwerk und das Sandgeröll weg dem Flügel zuschritt, den er bewohnte. „Aber ich bin doch nicht alleine, jeden Abend habe ich zahlreiche Gesellschaft, die Eule ist mein munterer Thurmwächter und die Fledermaus hält mich die ganze Nacht wach. Ich habe aber auch Gesellschaft nöthig, denn sobald ich in meinem Schloße verweile und nachzudenken beginne, geht sie mir immer im Kopfe herum. Lege ich mich zur Ruhe, kömmt sie an mein Bett hin, setzt sich auf meinen Schoß, wie sie es in alten Tagen that, und schlingt ihre Arme um meinen Hals. — Ah! aber ihre Arme sind kalt und feucht; sie küßt mich, aber das ist nicht jener warme Kuß, den sie mir früher gab, ihre Lippen sind nicht mehr blühend, sie ist nicht schön, wie einstens, und ihr Athem, — der ist wie Grabesluft, nein, nicht wie Grabesluft, der brennt, der peinigt, der erstickt."

Unter diesem Monolog stieg er hinauf über die hohe, verfallene Wendeltreppe, welche zu den Zimmern führte, die er bewohnte. Auf einmal stand er stille, er lauschte, er hielt sich mit krampfartiger Heftigkeit fest an der Mauer und stierte unbeweglich auf eine dunkle Stelle hin; seine Augen schwammen in einem übernatürlichen, strahlenden Glanze und es war Wahnsinn, es war der fürchterlichste, wilde Wahnwitz, der diesen Zustand hervorbrachte.

„Schweigt Kammeraden! flüsterte er in einem hohlen Tone, „sei stille, Du Eule da oben, hörst Du nicht, meine Maria spricht! Was willst Du mir? Warum rufest Du? Warum wolltest Du Dein Schicksal an meines ketten? Sahst Du nicht den Unterschied, der zwischen uns herrschte? Ich war roh, wild, ausgelassen, wie die Hengste der Ukraine, und Du warst ein Lamm, ein stilles, freundliches Lamm, das paßte nicht; es war Deine eigene Schuld, daß ich Deiner müd wurde, hörst Du! nun verbrenne ich dafür, es ist geschmolzener Schwefel in meinen Adern und das Hirn springt mir in meinem armen Kopfe umher, wie ein ungebändigtes Füllen.“ —

Er öffnete die Thüre zu seinem Zimmer. Der Mond stand ober dem Meere, seine Strahlen fielen in schräger Richtung zum Fenster herein auf die Wand hin, wo das Portrait eines schönen Frauenzimmers aufgehängt war. Bei diesem Anblick stand er still, wie eine Säule; sein ganzer Körper ward erschüttert und

ein kalter, eisiger Schweiß drang aus allen seinen Poren hervor.

„Maria!" flüsterte er mit zitternden Lippen, „was willst Du hier? Warum quälst Du mich stets, indem Du Dich meinem Blicke zeigst? Geh! geh!" heulte er und bedeckte sein Angesicht mit den Händen. Darauf fuhr er zu einer Glocke hin, welche in einem Winkel hing, und zog mehrmals heftig daran.

„Math! Math!" schrie er mit einer Stimme, die in der öden Behausung wiederhallte, „komm' herauf, ich kann ihre scharfen, stierenden Blicke nicht aushalten."

Ein wenig später hörte man Tritte am Gange; die Thüre ging auf und Math trat in das Zimmer mit einem Lichte in der Hand; der Dammgraf stürzte ihm entgegen.

„Schnell, Math! schnell! nimm dieses Bild von der Wand, ich will sie nicht mehr sehen, sie sieht so fürchterlich auf mich herunter und droht mir mit dem Finger. — Sie ist verwundet, sieh nur, wie ihr das Blut aus dem Munde läuft; aber was kann ich dafür, es war nicht meine Schuld, daß sie aus dem Boote stürzte."

Math that stillschweigend, wie er verlangte, und wollte das Bild in eine abgelegene Kammer bringen, aber der Dammgraf bat ihn, es in der Stube zu lassen.

„Sie muß hier bleiben, lieber Math!" sagte er in einem sanften Tone, „die arme Maria! sie war immer so traurig, wenn ich sie verließ und sie allein zurück

bleiben mußte; ich will sie nur nicht gerade vor mir da haben. — Geh nun Math, geh! laß mich allein seyn, ich habe noch etwas mit meinem Weibe zu sprechen, wovon Du nicht Zeuge seyn mußt." — Der Alte schluchzte, er trocknete eine Thräne aus seinen Augen; sein Licht ließ er auf dem Tische stehen.

„Ist doch Jammerschade, daß ein solcher Mann verrückt seyn muß im Kopfe," murmelte der Zigeuner bei sich selbst, während er in seine Hütte zurückkehrte. „Könnte er jetzt nicht eben so gut klug geblieben seyn. Ich kannte ihn in den Tagen seiner vollen Kraft und Gesundheit, als er mich an einem Abende rettete vom .... Herr, mein Gott! wer hätte damals glauben sollen, daß es mit ihm ein so trauriges Ende nehmen würde."

Der Dammgraf ging mit langen, hurtigen Schritten, die Arme fest ineinander verschlungen, im Zimmer auf und ab; „Maria!" flüsterte er, „komm' her zu mir, laß uns wieder gute Freunde seyn! willst Du? Süße, liebe Maria! sey mir nicht länger mehr böse, von nun an will ich immer gut mit Dir seyn und Dich nicht mehr weinen machen. — Gib mir die Hand zum Zeichen der Versöhnung," fuhr er fort in einem sanften und zärtlichen Tone. „Du gabst doch sonst immer zuerst nach, hörst Du! Werde nur nicht störrig. Was! Du willst nicht? Du bewegst Dich nicht? Du trotzest mir wiederum? Das wagst Du? Nun gut! gut! so stirb einmal!" Und er ergriff das Portrait, schleuderte es mit unbändiger Kraft zu Boden, trat es mit Füssen

und riß es zuletzt zu den kleinsten Stücken. „Stirb! stirb!“ schrie er, „ich will Dich nie mehr sehen.“ — Er bückte sich nun, sammelte am Estrich einiges Reißholz zusammen und zündete es am Lichte an. Hurtig loderte es in die Höhe. „So! nun brennst Du auch!“ jubelte er mit einem sonderbaren, schnarrenden Gelächter. „In der Hölle haben wir uns wieder getroffen, jetzt verbrennen wir Beide.“ Und es lag eine fürchterliche Wahrheit in diesen Worten, denn die Flammen ergriffen in diesem Augenblicke seine Kleider. — „Seht!“ fuhr er fort, „wie sie sich im Tode zusammenkrümmet, ha! ha! das ist doch wärmer, als zu ertrinken! uh! sie greift nach mir, sie weint, sie schreit um Hilfe, sie sieht zum Fenster herein nach mir, — hier, da, überall, — o, rettet, befreit mich von ihrer Umarmung! — Ja, ja, ja, — ich weiß es, — ich will jetzt gerne die Wahrheit gestehen! — Ich habe Dich erwürgt, ertränkt, weil Du schief warst und häßlich!“

Mit gräßlichem Geschrei riß er sich die Haare von seinem Kopfe und wälzte sich auf dem Boden; dadurch wurde nun das Feuer an seinen Kleidern erstickt. — Plötzlich aber sprang er wieder auf. „Sie ist noch nicht todt, — sie schwimmt auf den Wellen um das Boot herum, — ich sehe sie ihre bleichen Hände nach mir ausstrecken; horch! nun ruft sie um Hilfe! — Die Wogen schäumen unter ihrer Anstrengung, die Sandbank zu erreichen! — Maria! — halte! Nur ein klein wenig, Maria, ich komme!“ —

Er stürzte zum Zimmer hinaus, hinunter zum Strande, ohne auf das Feuer zu achten, welches oben immer weiter um sich griff und in einem Augenblicke den dürren Boden anzündete, und von da aus sich über die Tapeten und das Getäfelwerk, welches die Wände bekleidete, zu verbreiten suchte. Der Zugwind, der durch die zerbrochenen Fensterscheiben und durch die Thüre, die er hatte offen stehen lassen, hereinpfiff, verstärkte es noch und es währte nur wenige Minuten, so schlugen auch schon die Flammen zum Fenster hinaus und verbreiteten sich mit einer gewaltigen Hurtigkeit über die ganze Behausung. Math war der Erste, der das Unglück bemerkte, er eilte, so hurtig er konnte, zum Damme hin und durchsuchte alle Zimmer den Wahnwitzigen zu finden.

Die Bewohner von Hindsholm saßen eben in ihrem Lusthause im Garten und waren gerade in ziemlich guter Stimmung, als einer von den Leuten des Gutes „Feuer!" schrie. Erschreckt eilten alle der Thüre zu, welche freie Aussicht gegen die See hin gewährte.

„Bei meiner Treu, es brennt das Haus des Dammgrafen!" rief Falk verwundert.

Anina stieß einen Schreckensschrei aus und eilte hurtig dem Platze zu; Kei ihr voran. Ohne die Gefahr zu scheuen, stürzte er in die brennende Behausung hinein, seinen Vater zu retten. Da begegnete ihm Math, welcher in dem nämlichen Augenblicke von dem Versuche, seinen Herrn zu finden, zurückkehrte. „Wo

ist er?“ schrie Kei dem Zigeuner entgegen. „Hast Du ihn schon weggebracht von hier?“

„Ich suche ihn eben,“ erwiederte er ängstlich; „ich kann nicht verstehen, wo er sich hinversteckt hat; noch vor kurzem verließ ich ihn in der blauen Kammer, die gegen den See hinaus sieht, aber das Feuer hat dort schon jeden Aufgang versperrt.“

„Hurtig Math!“ rief Kei; „folge mir nach, laß uns von der andern Seite aus einen Zugang suchen. Die Wendeltreppe ist noch frei, wir müssen ihn retten, auf welche Weise es immer möglich ist.“

Mit diesen Worten kehrte er wieder zum Brande zurück, um auf der entgegengesetzten Seite des Thurmes einen Weg zu den Wohnzimmern ausfindig zu machen. Math folgte ihm mit der Geschwindigkeit eines Knaben. Sie verschwanden beide im Rauche, der von allen Seiten aufqualmte.

Der Dammgraf war unterdessen zum Strand hinunter gegangen, ohne das Unglück zu bemerken, das er oben in seinem Zimmer angerichtet hatte. Als nun die Flammen zu den Fenstern hinaus schlugen und der Wiederschein sich in dem See spiegelte, wandte er sich gegen den Damm um und betrachtete mit einem stieren und geistlosen Blicke das unermeßliche Feuermeer, welches sich in einem Nu vor ihm ausgebreitet hatte. Es war nicht ein Gran von Vernunft in diesem Augenblicke in seiner Seele zurück, sein Angesicht verzog sich zu den schrecklichsten Zuckungen.

„Sie beleuchten!“ schrie er heiser, klatschte in die Hände und sprang mit wahnsinnigem Geheul wiederum vorwärts; — „das ist unsere Brautnacht, — das gezierte Schlafkämmerchen, — Maria, sie erwartet mich, ich muß zurück, hinauf zu ihr.“ So mit sich selbst sprechend lief er schnell vom Strande weg und gerade auf die brennende Ruine zu.

Anina und Bianka standen bei einander auf einem kleinen Hügel, der in den Wohlstandstagen des Schlosses zum Garten gehört haben mochte und ringsum mit Erlenbüschen bepflanzt war. Bleich und erschüttert betrachtete die Erste den blutrothen Schein, der über sie ausgebreitet war. Sie erbebte bei dem Gedanken an die Gefahr, in der ihr Vater schwebe, wenn er sich noch in der Behausung befände. Da rasselte es auf einmal im Busche, an dem sie standen; die Zweige bogen sich auseinauder, des Wahnwitzigen bleiches, verstiertes Gesicht starrte den Mädchen entgegen und er trat rasch auf sie zu. Ueberrascht stießen Beide einen durchdringenden Schrei aus und flüchteten sich über den Hügel hinunter. Der Dammgraf schien sie Anfangs nicht bemerkt zu haben, als er aber ihren Schreckensruf hörte, eilte er ihnen nach und ergriff Anina auf ihrer Flucht.

„Anina!“ rief er fröhlich, „mein Kind, meine einzige Tochter! Du hier? — Komm mit mir! — Man sagt, der fremde Student wolle Dich heirathen, — das darf nicht seyn, folge mir zu Deiner Mutter, sie

sehnt sich nach uns. Sieh, wie schön sie das Haus mit rothen und goldenen Bändern schmückte, während ich fort war. Komm mein Kind! komm!"

Vergebens schrie sie, vergebens suchte sie ihm zu entfliehen, der Dammgraf ergriff sie immer wieder und nahm sie mit gigantischer Kraft in seine Arme, ohne auf Theoder zu achten, der, durch das Geschrei herbeigelockt, hinzugekommen war und sie ihm zu entreißen suchte; aber dieser rannte so schnell wie ein aufgejagter Hirsch mit ihr den steilen Gangsteig am Damme hin. Aninas wimmerndes Angstgeschrei verlosch nun allmählig unter dem Geprassel der Flammen und der Dammgraf stürzte mit dem beinahe bewußtlosen Mädchen in das brennende Gebäude.

Kei war wieder zurückgekehrt, nachdem er vergebens in allen Gemächern nach seinem Vater gesucht hatte; er stand jetzt unten am Ende des Dammes bei Falk, als Theodor plötzlich zu ihm hinstürzte, mit dem Ausruf: „Gott im Himmel, sie verbrennt! — rette sie! — sie verbrennt!"

„Wer?" fragte Kei erschreckt, „sprich, Theodor! wer verbrennt?"

„Schau hin! Sie, Anina, Deine Schwester!" Mit diesen Worten lief er wieder zum Brande hin.

Kei wandte sich um nach der bezeichneten Stelle. Da erstarrte das Blut in seinen Adern, alle seine Glieder erzitterten vor Schrecken, denn oben am Rande des Thurmes stand der Dammgraf mit Anina in den Ar-

men. Die Flammen schlugen ober ihm zusammen, aber der Wahnwitzige schien für Alles fühllos zu seyn, eine unsägliche Freude strahlte von jedem seiner Züge in dem bleichen, farblosen Gesichte, das von dem Feuer grell und schauerlich beleuchtet ward. Es war wirklich ein gräßlicher Anblick, ihn so zu sehen. Er lachte. „Sieh! Sieh!" schrie er mit schallender Stimme, daß es das Krachen der Flammen übertönte, „nun kömmt meine Maria, sie sieht so freundlich nach mir, sie ist mir nicht mehr böse, o! o! Fröhlichkeit und Munterkeit, Liebe und Herrlichkeit, Hurra!" Und er tanzte mit wahnsinnigem, gellenden Geschrei auf der Zinne des Thurmes herum, ohne im mindesten auf alle die Versuche Obacht zu geben, die Anina zu ihrer Rettung unternahm.

Kei achtete nicht länger mehr die Gefahr; er stürzte in die Flammen hinein, um seine Schwester zu retten, aber es war unmöglich sich einen Weg durch das Feuermeer zu bahnen, das um die ganze Behausung wogte. Theodor aber wurde bald verwundet und bewußtlos fortgetragen, nachdem er abermals einen Versuch gewagt hatte, von der andern Seite aus die Wendeltreppe zu erklimmen.

In diesem Augenblicke ward eine dritte Gestalt sichtbar auf der Zinne des Thurmes. Es war Math. Er umschlang den Dammgrafen, um ihm Anina zu entreißen. Der Wahnsinnige wehrte sich verzweifelt, aber hier galt es Leben und Tod; er mußte besiegt

werden oder untergehen. Der Rauch umwirbelte sie, lange Feuerzungen, gefolgt von Millionen bluthrothen Funken, schlangen sich hin über die Stelle, da fiel ein dunkler Körper herab von der Zinne, ein langer, wimmernder Klageruf folgte darauf. Noch einige Minuten stand der Thurm, darauf wankte er, ein hohles Krachen erscholl, das Dach sank zusammen und riß das Mauerwerk mit, die ganze Burg sank in den Grund. Einen Augenblick ließen die Flammen nach, dann schlugen sie wieder mit schrecklicher, erneuter Kraft zusammen, man sah nichts, als Rauch und Feuer.

Den nächsten Vormittag, als die Glocke zehn Uhr schlug, kam die Spritze von Ringkjöbing in vollem Galopp, um bei dem Löschen mitzuhelfen, aber sie kam zu spät.

Das Wiedersehen.

Anina war gerettet. Beinahe bewußtlos trug sie der Zigeuner Math aus den Flammen. Er wurde bei diesem Wagestücke von dem Feuer bedeutend beschädigt, aber die uneigennützige Aufopferung, welche einen Hauptzug in dieses Mannes Character ausmachte, ließ ihm jede Rücksicht auf sich selbst vergessen, wenn es galt, solchen zu helfen, denen er sich auf irgend eine Weise verbunden glaubte, und das war gewiß der Fall bei des Dammgrafen Familie. Obwohl er sich nie über den Grund zu dieser Anhänglichkeit, die er gegen ihn

an Tag legte, näher ausließ, so war es doch keinem Zweifel unterworfen, daß der Wahnwitzige dem Zigeuner auf die eine oder andere Weise Gutes erwiesen haben mußte, das ihm nun dieser, so gut er konnte, wiederum zu vergelten strebte. Beinahe vier Jahre wohnte er schon am Damme und Niemand wußte, wovon er lebe oder auf welche Weise er sich das Geld für die nöthigen Lebensmittel erwerbe, die er in dem Wirthshaus auf der Heide ankaufte. Er war der Einzige von allen, der einige Macht über den Dammgrafen besaß und der Grund davon lag hauptsächlich in seiner ungeheuren Leibesstärke, die Math bei einigen Gelegenheiten geltend zu machen gezwungen war.

Am Tage nach dem Brande fanden die Arbeitsleute welche den Schutt hinwegräumten, einen verbrannten, unkenntlichen Leichnam zwischen zusammengestürztem Mauerwerk, und gerade an der Stelle, wo der Thurm gestanden war. Es war der Wahnwitzige.

Ein Monat war nun vorüber seit jener unglücklichen Nacht. Theodor hatte diese ganze Zeit im Bette zugebracht; bei dem unglücklichen Versuche, Anina zu retten, war er gefährlich verwundet worden; ein Stück Mauer war auf ihn heruntergestürzt und hatte ihm mehrere Löcher in den Kopf geschlagen. Er hatte sie seither nimmer gesehen und wie allmählig die Zeit schwand, schwand auch die Sehnsucht nach ihr; ein anderer Gegenstand begann seine Gedanken zu beschäftigen. Bianka pflegte ihn, ihre Sorgfalt, ihre unermüdliche

Bereitwilligkeit, jedem seiner leisesten Wünsche zuvorzukommen, blieb nicht ohne Wirkung auf ihn und der Arzt flüsterte ihm sogar mehrmals in das Ohr: „daß er hauptsächlich nur der Pflege dieser jungen Dame seine schnelle Wiederherstellung zu verdanken hätte."

Es ist auch gewiß, nie zeigt sich der Character des Weibes von einer schöneren Seite, als in dem Augenblicke, wo sie am Krankenbette als Pflegerin und Trösterin des Leidenden steht. Das ist nach meiner Meinung ein Platz, den nur sie ganz auszufüllen versteht, hier hat sie Gelegenheit den ganzen Schatz von liebender Zärtlichkeit, von stiller, unverdrossener Geduld zu entfalten, ohne der üblen und mürrischen Laune überdrüssig zu werden, die oft ihr einziger Lohn ist. Ueber diese Sache ist jedoch schon zu oft gesprochen worden, — und über welches Thema im Grunde nicht ebenso, — als daß ich darüber eine lange Abhandlung liefern wollte. Es war blos Etwas, das mir so gerade eingefallen ist und ich wollte nichts Anderes damit sagen, als daß Biankas Sorgfalt und unverdroßene Pflege nicht ohne Wirkung auf Theodor blieb. Er erkannte sie, er las in ihren dunklen Blicken die unverhohlene Freude, mit welcher sie sich über seine stufenweise Besserung äußerte und wußte sie auch zu würdigen. Bianka, — die schöne reizende Bianka, — blieb ihm nicht länger mehr gleichgültig, er fühlte Güte und Wohlwollen für sie, und dieses Wohlwollen machte schnell einem tieferen und innigeren Gefühle Platz; denn

in dem Herzen eines Jünglings ruhen die Gefühle keinen Augenblick, Alles ist lebendig, stürmend und leicht empfänglich für neue Eindrücke, die dann die früheren auslöschen, ja selbst ganz vertilgen; das kommende Alter ist es erst, das unser Herz kalt und ruhig macht und das Feuer desselben dämpft.

Wir sind im Spätsommer; die Felder ertönen vom Klange der Sense, die der Landmann rüstig schwingt, und von den melodischen Tönen der Vögel, die Armen singen so wehmüthig, so erhaben und ernstvoll, als hätten sie Ahnung von dem rauhen, weißbehaarten Greise, der bald seine Reise über die Erde beginnt, der mit seinem kalten, tödtenden Athem Leben und Blumen bleicht und sie dem Grabe übergibt, bis sie der nächste Frühling wiederum aufweckt. Unzählige Schaaren von Störchen und Schwalben sammeln sich in langen Reihen unter dem Himmelsraum und üben sich in hurtigen Schwingungen zur bevorstehenden Reise.

Es war an einem Nachmittage, der Himmel war düster und wolkenvoll und richtete sich zu einem Regen oder Gewitter ein, was es nun eben werden wollte. Kei ging auf den Feldern spazieren. Ohne ein bestimmtes Ziel für seine Wanderung zu haben, hatte er sich über Kreuz und Quer herumgetrieben und kam auch zum Damme. Eine ganze Stunde stand er dort und betrachtete die geschwärzten Schutthaufen, die Ruinen seines Vaterhauses, mit einem dunklen, stierenden Blick, einem Blick, der den Arbeitern, die mit Räumung

des Platzes beschäftigt waren, Furcht und Schrecken einjagte; das war nicht Schmerz oder Sorge, was auf seinem bleichen Angesichte ausgeprägt war, nein, das war ein beinahe unbeschreiblicher Ausdruck, eine Art Hohn, der allen Schmerzen spottet und trotzt, eine Miene, wie man sie sich an Byrons Manfred denken kann, als er in die Unterwelt eintrat und dem Schicksal hohnlachte.

Es gibt manchmal Augenblicke im menschlichen Leben, wo uns ein gewisser Lebensüberdruß, eine Art Eckel für unsere Umgebungen, kurz gesagt, für Alles ergreift; es ist dieß wieder einer von jenen Momenten, von denen wir wohl die Wirkungen verspüren, deren Ursache aber uns ein dunkles, ungelöstes Räthsel bleibt. So war es damals mit Kei. Er hatte in seinem Leben über Vieles nachgedacht, von dem so Manche gar keinen Begriff haben oder überhaupt schnell und hurtig darüber hingehen; er hatte seine Lage von mehreren Standpunkten aus betrachtet, alle diejenigen, mit denen er in nähere Berührung kam, genau beobachtet und es war ein bitteres, ein wenig lohnendes Resultat, das sich ihm darstellte. Glaube mir, lieber Leser! wer Du auch seyn magst, Nichts ist für das menschliche Herz so schmerzlich, wie Menschenkenntniß. Wir drängen uns zu Illusionen, die uns zuletzt zum Bedürfniß werden, denn nur sie schaffen die schöne, idealische Welt, in der wir uns mit Zufriedenheit bewegen. Wenn aber die Zeit kömmt, wo ein dunkles Schicksal oder eine Reihe

von Jahren unser Herz aller dieser Phantasiegebilde beraubt hat, wenn sich die Welt in ihrer wahren, nackten Gestalt unserem Auge darstellt, dann schwindet Freude und Glück und unser Dasein gleicht einer schlaflosen Nacht.

Kei war des Lebens müde geworden; es lag Nichts, ja fürwahr Nichts mehr in der Zukunft, auf dem seine Gedanken mit Entzücken weilen konnten; er war des Besten, des Schönsten, was wir besitzen, — der Hoffnung beraubt seit jenem schönen Morgen, wo ihm die Sonne zum Erstenmale in seinem Leben lächelte, oder weniger romantisch gesprochen: seit sein Verhältniß zu Emma Talmer aufgelöst war. Kei war des Lebens müde geworden; er hatte oft darüber nachgedacht, war in die Wissenschaft des Materialismus eingedrungen, in diese unglückselige Kunst, die Alles zu zergliedern sucht, um nur sich selbst daraus Kummer, Sorgen und Qualen zu schaffen; er wünschte sich den Tod! — nein, er wünschte ihn eigentlich nicht, — die Ungewißheit von dem dunklen Jenseits, das noch von keinem menschlichen Auge durchdrungen ward, sein Zweifel, seine Furcht: — Alles vereinte sich, ihn zu martern und Keis Leben war eine brennende Höhle voll Elend. Die Schule ist hart zu durchgehen, wo Sorge und Unglück als Lehrmeister auf dem Catheder sitzen; haben wir sie aber durchgemacht, ist es gut für uns. Es fällt uns dann leicht, der Welt ein lächelndes Antlitz zu zeigen, wenn gleich der tiefste Schmerz diese Brust zermalmt hat, man muß ja so

handeln, um als Mann da zu stehen; denn es ist nun einmal so im Leben, daß gewöhnliche Menschen in demselben Verhältnisse, als sie sich von ihren eigenen Widerwärtigkeiten hinreissen lassen, kalt, gleichgültig und gefühllos für Andere sind.

Der Wind erhob sich und trieb die Wolken mit eilender Fahrt an einander, die sich in einem Nu jetzt über die ganze Sehweite verbreiteten. Es regnete. Die Landleute verließen ihre Feldarbeiten.

Kei war ein Stück in den Wald hineingegangen; als er aber merkte, daß die Wassertropfen durch die Blätter hindurchdrangen und er aus dem dunklen, ringsumzogenen Himmel wahrnehmen konnte, daß sich das Wetter nicht so schnell wieder aufheitern würde, eilte er auf das Halkjär Schloß zu, eine Stelle, welche der Leser jedoch umsonst suchen würde; das Schloß ist verschwunden bis auf die letzte Spur; ein armes, unansehnliches Dorf, das denselben Namen trägt, erhebt sich über jene Stelle und der Unterschied, welcher zwischen dem jetzigen Halkjär und dem genannten Schloße herrscht, ist so groß, wie der zwischen den goldenen Träumen der Kindheit und der nackten Wirklichkeit der Zukunft.

Kei hatte sich während seines ganzen Aufenthaltes in Hindsholm nie diesem Orte genähert, und zwar aus dem Grunde, weil er wußte, daß Verwandte von Frau Talmer auf dem Schloße wohnen. Es war übereinstimmend mit seinem Princip, Alles, was mit dieser Familie oder diesem Namen in Verbindung stand, zu

scheuen. Ein heftiger Platzregen stürzte herunter, immer stärker und stärker; Kei suchte unter einer Thürwölbung Schutz, von hier aus konnte man aus dem Schloße in den Wald. Heiser und ächzend heulte der Wind durch die Tannenstämme hindurch und trieb in mächtigen Wirbeln Reisig und getrocknetes Laubwerk in die Höhe. Kei fand Gefallen daran, es kam mehr Leben in seine Augen, seine Lippen lächelten und man hätte ihn, wie er so da stand, an die geschlossene Thüre angelehnt, die Arme fest über der breiten gewölbten Brust ineinander geschlungen, mit Recht für ein Wesen höherer Natur halten können; er lachte und lachte so recht von Herzensgrund. Der Aufruhr ringsherum setzte ihn in eine muntere Stimmung, als es den ganzen Tag über gewesen war, und es mußte so kommen: nur Kampf und Aufruhr zwischen den streitenden Elementen konnten einen Charakter, wie der seinige war, aufgeräumt und zufrieden machen, denn auch in seiner Brust herrschte Kampf und Aufruhr, es war in diesem Augenblicke Harmonie zwischen ihm und der Scene, auf der sein feuriger Blick weilte. Wie lange er so in diesem wachenden Traume stand, wußte er selbst nicht, ebenso schien er nicht zu bemerken, daß die Thüre, an die er sich anlehnte, nach und nach dem Gewichte seines Körpers nachgab, bis sie auf einmal krachend aufstürzte, Kei flog nach und kam mit dem herrlichsten salto mortale von der Welt in ein kleines und elegantes Kabinet. Eine junge Dame war im Zimmer,

sie stieß einen Schrei aus, als sie ihn die plötzliche Volte machen sah. Sie war fein und geschmackvoll gekleidet, ihre Figur schlank, ihr Angesicht schön, aber bleich und von leidendem Ausdruck. Kei erhob sich schnell, er lächelte über die komische Situation, in der er sich diesen Augenblick befand, und begann in den gewöhnlichen Höflichkeitsformeln eine Entschuldigung zu sprechen, aber Lächeln und Sprache erstarb plötzlich auf seinen Lippen, — er erstarrte, erbleichte, — nein, es war nicht möglich, und doch — ja! eine Sekunde vernichtete jeden Zweifel, der noch in ihm zurückgeblieben war.

Emma Talmer war es, die vor ihm stund.

Aber so groß war die Selbstbeherrschung und die Macht, die er über sich gewonnen hatte, daß jede sichtbare Spur von Ueberraschung schon einen Augenblick nach dem unerwarteten Wiedersehen verschwunden war, eine stolze und ruhige Kälte war an deren Stelle getreten.

„Fräulein Talmer!" rief er aus und die Stimme zitterte unmerklich. „Ich versichere Sie, daß es ganz wieder meinen Willen war, hieher zu kommen." Und nun erzählte er mit einer eifrigen Hurtigkeit, wie dieses Alles zugegangen war und daß er nur durch ein Spiel des Zufalls mit ihr zusammengetroffen sei, da er nicht die mindeste Ahnung von ihrem Aufenthalt in Halkjär hatte. Emma betrachtete ihn stille.

„Ich glaube es Ihnen wohl, Falk!" sagte sie mit

einer schwachen und kaum hörbaren Stimme, „Sie brauchen mir gar nicht diese Versicherung zu geben.“ Sie sank beinahe bewußtlos auf ihren Stuhl zurück.

Kei stand eine Zeit lang ruhig vor ihr, ein unbeschreiblicher Kampf bewegte seine Brust, aber er war gefaßt, als Emmas Augen wieder auf ihm weilten.

„Ich gehe!“ sagte er heftig, „ha, ha! Sie sind erschüttert, mein Aussehen hat sie erschreckt, nicht wahr, — da sind Sie Schuld daran, Mädchen! Sie, die Einzige, die ich in meinem Leben liebte, Sie, deren Glückseligkeit, deren zukünftiges Glück ich mit dem letzten Tropfen meines Herzblutes erkauft haben würde, Sie haben falsch gegen mich gehandelt, Sie haben mein Leben, mein Daseyn zu einer qualvollen Hölle gemacht, hören Sie? Das wollte ich Ihnen sagen, Nichts weiter, jetzt gehe ich. — Lebe wohl, Emma!“ Er stieß ein gräßliches, krampfartiges Gelächter aus und wandte sich der Thüre zu, um zu gehen.

Emma erhob sich, sie weinte, sie suchte zu sprechen, ein Wort, nur ein Einziges schwebte über ihre Lippen und sie sank zurück, sie fiel in Ohnmacht. Kei wendete sich nach ihr um, half ihr auf und setzte sie auf das Sopha. Bald danach schlug sie die Augen auf, sie saß still und ruhig vor ihm, aber dieser Blick dolmetschte die tiefsten Gedanken ihrer Seele; dieser schmerzliche, bebende Ausdruck, dieses reizende Antlitz, dessen Züge nicht Krankheit, wohl aber Sorge und Schmerz gebleicht hatte, — das war eine Stimme, die laut und vernehm-

lich in seinem Innern sprach, daß Alles ein Mißverständniß sei. Sie hatte Nichts gesprochen, blos seinen Namen genannt, aber er fühlte, daß sie ihn noch liebe.

„Emma!“ rief er aus mit dem zärtlichsten Tone seiner tiefen Stimme. „Ich lese Etwas in deinem Blick, was mir sagt, daß Du mich nicht vergessen hast. Er ergriff ihre Hand, sie reichte sie ihm willig, er wollte sprechen, aber es war ihm in diesem Augenblicke nicht möglich.

Kei verbarg sein Angesicht in den Händen und weinte.

Es ist etwas Erschütterndes, einen kraftvollen Mann weinen zu sehen und bei ihm war es nicht Schwachheit, es war nur die Aeußerung des überströmenden, bewegten Herzen. Was war nun das Schicksal, über dessen Fluch er neulich seufzte? Was war Sorge und Kummer, deren drückende Hand ihn neulich dazu brachte, sich den Tod zu wünschen? — Nichts! verschwunden war Alles dieses; gleich dem Gewitter außen, gleich der goldenen, freundlichen Sonne, deren Strahlen wiederum feurig und belebend auf die sterbende Natur herablächelten, bewegte sich eine lebendige, unbeschreibliche Freude in seinem Herzen. Er umschlang Emma, drückte sie an seine Brust und nannte sie mit den süßesten Namen, die die Sprache besitzt; aber Emma machte sich los von seiner heftigen Umarmung, sie sprang vom Sopha auf und trat in das Zimmer zurück.

„Geh Falk!“ flüsterte sie bewegt und erschüttert,

„verlaß mich, die Tante ist in dem nächsten Zimmer, sie könnte Deine Stimme hören und hereinkommen.

„Du verstoßest mich, Emma!" rief er leidenschaftlich. „Täuschte ich mich? Sage mir nur das, es ist also doch wahr, ich habe mich in meiner vorigen Meinung von Dir geirrt? Du . . . ."

„Geh' nur! geh'! bat sie weinend, „oder ich muß das Zimmer verlassen." Bei diesen Worten machte sie Miene, zu gehen.

„Nein! Du sollst bleiben!" rief er wild und stürmisch und stellte sich ihr in den Weg, um sie von der Thüre entfernt zu halten. „Nur so lange bleibe noch hier, bis ich Dich sagen hörte, ob ich Dir denn wirklich ganz gleichgültig geworden bin; nur dieses noch, dann will ich Dich nicht länger mehr belästigen. War das wirklich Deine Meinung, was Du mir in jenem Briefe schriebst oder war es nur ein Plan, der von Deiner Mutter ausgeheckt war, in welchem Du als Werkzeug dientest. Sage mir es aufrichtig, Emma!"

„O Gott! es kömmt Jemand!" flüsterte sie bang und zitternd, und wirklich hörte man in diesem Augenblicke Tritte außen am Gange.

„Gut! ich gehe jetzt," erwiederte er schnell, „wir müssen uns wieder sehen, Emma! Ich muß nochmal mit Dir sprechen, hörst Du, das kannst Du mir nicht abschlagen!"

„Nein, nein!" sprach sie und zwar mit stets bestimmterem Tone. „Es ist das Letztemal, Falk! Wozu

soll es nützen, daß wir öfter einander sehen? Ich weiß ja Alles!" Ein heftiges Schluchzen unterbrach ihre Stimme.

Kei verstand nicht, was sie meinte; er verließ das Zimmer und ging zur selben Thüre hinaus, durch die er so plötzlich hereingekommen war. Emma setzte sich an das Fenster und sah ihm nach, bis die letzte Spur von seiner Gestalt in der Ferne zwischen den dunklen Bäumen des Waldes verschwunden war.

Bald darnach trat ihre Tante, Frau Meldal in das Zimmer; ihr folgten zwei Herren, von denen der Eine ein großer, freundlicher Mann, der Andere unser alter Bekannter, Thorsten Theilov war.

Thorsten trat zum Fenster hin, er sah Kei an der Seite des Dammes aus dem Walde herauskommen, er sah Emmas Verwirrung und Spuren von Thränen in ihren Augen, er lächelte und in diesem Lächeln lag der Beweis, daß er von der Scene, die kurz vorher zwischen Kei und ihr vorgegangen war, irgend eine Ahnung hatte; aber er schwieg dazu und mischte sich in das Gespräch, welches Frau Meldal mit dem fremden Herren führte, ohne sich Etwas merken zu lassen. Emma blieb die ganze Zeit über still und wortkarg.

Thorstens Rache.

Theodor war wieder hergestellt; er hatte schon mehrere Tage außer dem Bette zugebracht und wagte auch hie und da einen kleinen Spaziergang. Erst jetzt, als seine Wunde vollkommen geheilt war, erkannte er, wie viel er Biankas Pflege zu verdanken habe, er kam zu der Ueberzeugung, daß er sie liebe und daß, was er früher für Anina fühlte, nur eine flüchtige Neigung war, der das Innige und Tiefe fehlte, was er nun nähre. So erzählte er wenigstens Kei, als sie einmal zufällig auf dieses Thema zu sprechen kamen. Er war glückselig, vergnügt und zufrieden mit Allem, was um ihn vorging.

Was unterdessen mit Kei vorgegangen seyn mußte, war ein Räthsel, welches die ganze Familie in Hindsholm vergebens zu ergründen suchte. An seinen finsteren Blick hatten sie sich wohl gewöhnt, aber diesen fürchterlichen Blitzen, die zuweilen aus konvulsivischer Heftigkeit aus seinen Augen hervorleuchteten, jener tiefen Verzweiflung, die so sichtbar seine Eisennatur zu erschüttern vermochte, spürten sie vergebens nach. Bianka nahm vielleicht den größten Antheil an seinem Geschicke. Sie hatte Kei geliebt, wenigstens eine innerliche Güte für ihn gefühlt und er besaß doch anscheinend Nichts, was ihm Platz in einem Mädchenherz begründen konnte; sein Aeußeres war gewöhnlich, zu Zeiten sogar abstoß-

send, er gab sich auch nie sonderliche Mühe zu gefallen und doch lag Etwas in seinem Wesen, vielleicht eben Letzteres, was Interesse weckte und bei Manchen, mit denen er in Berührung, schnell in ein tieferes Gefühl überging. Biankas Gefühle waren zu leicht, zu flatternd, — wenn ich mich anders dieses Ausdruckes bedienen darf, — um länger so innig einem Menschen zugethan zu bleiben, der die heimlichen Beweise ihrer Gunst nicht im mindesten zu beachten schien.

Es ist selten, sehr selten im Leben, daß Liebe ohne Gegenliebe existiren kann; Manche meinen sogar, es könne gar nie der Fall seyn; kann man sich jedoch eine solche Liebe denken, so muß sie bewunderungswürdig rein, stark und glühend, höher und seliger seyn, als was man im gewöhnlichen Leben unter dem so oft mißbrauchten Worte: — „Liebe" versteht.

Es lag nicht in Keis Charakter, sich fest und vertraulich an Jemanden anzuschließen; er hatte es gethan, seit er aber Emma kennen gelernt hatte, war es damit vorbei für immer. Es war gleichsam, als ob er alle die zarten und sanften Eigenschaften, die er besaß, an sie verschenkt hätte; nachdem das Verhältniß abgebrochen war, waren alle diese Gefühle verstummt und schienen niemehr zu erwachen. Er wurde von dieser Zeit an mehr geheimnißvoll, stiller und in sich selbst verschloßner; was er sann und was er dachte, war sein Eigenthum, ein Schatz, den er Niemanden anvertraute. Und doch war es nicht allein Sorge, nicht bloß das

bittere Gefühl, sich von der Einzigen, die er jemals liebte, betrogen zu wissen, was so erschütternd auf ihn wirkte, der tiefere, eigentliche Grund war, daß das Bild dieses Wesens, trotz allen seinen Bestrebungen, noch beständig einen Platz in seiner Brust zu behaupten suchte, er liebte sie noch und das wollte er nicht. Darum stand dieses beständige Ungewitter auf seiner Stirne, es war die sichtbare Spur von dem vergeblichen Kampfe, der in seinem Innern vorging; denn Kei, — diese Eisennatur, — glaubte Alles, was er beschloß, zu vermögen und wollte in Nichts ein unübersteigliches Hinderniß finden, das zu überwinden, was er sich gerade vorgenommen hatte.

Es ist wohl möglich, daß Einige, die dieses lesen, Inkonsequenz in Keis Charakter finden wollen und das kommt vielleicht daher, weil ich ihn nicht in so klarem Lichte, wie ich es wünschte, wieder zu geben vermochte, aber es gibt solche Menschen, obwohl sie, wie ich glaube, selten sind. In jedem menschlichen Charakter ist Inkonsequenz; gewiß aber werden Individuen gefunden, die sich das Größte zutrauen, Alles zu überwinden und jeglichem Unglück zu trotzen, die selbst das Schicksal herausfordern und es zu besiegen suchen. Das meine ich.

Kei beobachtete gegen Theodor über das, was in Halkjär vorgegangen war, ein ununterbrochenes Stillschweigen; warum hätte er es ihm auch anvertrauen sollen? Theodor war der beste Mensch, den Gottes Sonne beleuchtete, aber sein Charakter hatte nicht ein

Atom mit dem Reis gemein. Er verstand und faßte ihn nicht, eben so wenig, als ein Chinese die Beschreibung von einer nordischen Winternacht zu begreifen vermag. Kei konnte fühlen, und fühlte tief; aber seine Gefühle in Freude, wie in Sorge, hatten nicht das geringste Organ, sich einem fremden Ohre kund zu thun.

Es war am Abend; das Wetter war still und ruhig, kein Lüftchen regte sich und doch war es kühl und behaglich; in Kürze gesagt: „Dieser Abend ließ sich weit besser fühlen und erkennen, als beschreiben." Theodor und Bianka gingen im Garten von Hindsholm spazieren. Die Dämmerung warf einen halb dunklen Schatten über alle Gegenstände, ohne sie deßhalb dem Auge des Beschauers zu entziehen. Das ist die Stunde der Liebe, die Stunde der Hoffnung und der Sehnsucht. Theodor und Bianka fühlten es tief und beugten sich ihren Wirkungen. Ihre Unterhaltung war lebhaft und gewiß von gegenseitigem Interesse, denn eine dunkle Gluth deckte die Wangen Beider, ihre Augen funkelten, aber diese nur halb deutlichen, geflüsterten Worte, diese abgebrochenen Sätze, die nur durch Auge und Händedruck ergänzt wurden, konnte ein Uneingeweihter unmöglich verstehen und deßhalb kann ich auch nichts davon erzählen. Nachdem sie ungefähr eine Stunde lang über Kreuz und Quer alle Gänge des Gartens durchwandert hatten, setzten sie sich endlich im Lusthaus nieder und erst jetzt wurde ihr Gespräch einem Dritten verstehlich; denn nun veränderte sich ihr Scherz. —

dieser anscheinend nichts sagende und doch so bedeutungsvolle Scherz, — zur Satyre.

„So, Sie lieben mich also wirklich, Bang?“ fragte Bianka mit einem eigenen Lächeln. „Fürwahr, ich möchte beinahe glauben, daß Sie nur Scherz mit mir treiben. — Ja, Sie stutzen, mein Freund!“ fuhr sie fort, wie sie sah, daß sich das Gesicht ihres Anbeters bei diesen Worten betrübte, „aber sagen Sie nur selbst, habe ich nicht vollkommen Grund zu dieser Vermuthung? Es ist noch nicht länger als einige Monate her, daß Sie Anina liebten, so, daß Sie Ihr kostbares Leben auf das Spiel setzten und Kei herausforderten, weil Sie ihn für Ihren Nebenbuhler hielten; nicht wahr? Das können Sie mir nicht leugnen? Und nun verlangen Sie, ich soll Ihnen strax glauben, weil Sie in einem flüchtigen Augenblick diese Neigung auf mich überzutragen geneigt sind; Sie werden selbst einsehen, wie gültig meine Zweifel sind.“

„Bianka!“ rief Theodor pathetisch aus und seufzte tief auf, indem er in denselben Ton überzugehen suchte, in welchem Sie gesprochen hatte. „Das ist sehr grausam von Ihnen, daß Sie Ihren Patienten auf eine so wenig schonende Weise behandeln. Ich bin noch nicht stark genug, diese förmlich abschlägige Antwort zu ertragen, auf die Sie mich vorbereiten; Sie handeln an mir, wie jener Delawarenhäuptling, der die Wunden seiner gefangenen Feinde auf die sorgfältigste Weise zu heilen suchte, um Ihnen darauf neue und schmerzlichere

Qualen zuzufügen, als ein schneller Tod zu bereiten im Stand ist. Das ist nun Ihre Pflege, Ihre Sorgfalt um mich, ich schulde Ihnen den größten Dank für meine schnelle Genesung, ich werde Sie niemals vergessen; geben Sie mir nun aber auch Gelegenheit, diese meine Dankbarkeit durch Werke an den Tag zu legen, vertrauen Sie Sich mir an, knüpfen Sie Ihr Schicksal an meines, und Sie werden sehen, daß meine Gefühle von tieferer Natur sind, als Sie zu glauben geneigt sind. Mein Gott! Bianka, was betrachten Sie mich so fest? Warum lächeln Sie? Sie spotten meiner, sprechen Sie, ich bitte Sie darum, berauben Sie mich ganz dieser Hoffnung, Alles ist mir lieber als dieses tödtende Stillschweigen."

„Und wenn ich Sie nun ganz der Hoffnung beraubte, um auf Einmal Ihre Qualen zu enden!" sprach sie mit einem Ausdruck, der deutlich das Gegentheil von dem aussprach, was sie fragte, „welche Folgen würde es nach sich ziehen?"

Theodor verstand gerade diesen Ausdruck unrecht. „So würde ich sagen," erwiederte er mit einem funkelnden Blick, während er einen unglücklichen Versuch wagte, sie zu umarmen, „ich würde sagen, daß Bianka ein reizendes, bezauberndes Mädchen wäre, wenn sie die schlimme Gewohnheit ließe, ihre Freunde immer zu necken."

„Still, mein Herr!" unterbrach ihn Bianka, während sie hurtig auf der Bank zurückrückte, um der zugedachten Umarmung zu entgehen. „Nicht diese wilde

Heftigkeit, wenn ich bitten darf. O! ich habe außer dieser Gewohnheit noch so manchen Fehler, den Sie nicht kennen. Ich gestehe Ihnen dieses jetzt frei und offenherzig, damit Sie sich an meiner Person nicht irren. Sie kennen mich nicht, ich versichere Sie. Sie verlangen eine aufrichtige Sprache, nun wohl! Sie haben so treuherzig zu mir gesprochen," — hier verzog sich ihre feine Lippe zu einem sarkastischen Lächeln, — „daß ich wirklich grausam seyn müßte, wie Sie sagen, wenn ich nicht ebenso zu Ihnen reden würde: Sehen Sie, lassen Sie uns einmal die Verhältnisse durchgehen, wie Sie für diesen Augenblick gerade stehen. Vor ungefähr zwei Monaten können Sie in Rücksicht auf Ihre geschwächte Gesundheit an keine Abreise denken; ich weiß auch nicht, was Ihre Gegenwart in der Hauptstadt erfordern würde. In diesen zwei Monaten nun, die Sie noch hier bleiben, werde ich Ihnen Gelegenheit geben, mich kennen zu lernen, wie ich wirklich bin, denn Sie dürfen mir glauben, mein Freund! wir Mädchen verstehen uns vortrefflich darauf, sobald wir es der Mühe werth finden, uns in einen Schleier einzuhüllen; dann scheitern die Nachforschungen auch der Scharfsinnigsten Eurer Physiognomisten, Sie werden nicht das Geringste von der Natur unseres Charakters erfahren. Wie gesagt! diese zwei Monate sollen eine Probezeit seyn, in welcher Sie mich kennen lernen sollen, und in welcher ich gleichfalls mit meinem Herzen zu Rathe gehen werde, ob ich mich in der Zukunft einem Menschen von so

unbeständiger Natur, wie Sie zu seyn scheinen, anvertrauen darf oder nicht; — nein, nein! unterbrechen Sie mich nicht!" fuhr sie fort, als Theodor etwas dagegen einzuwenden versuchte, „lassen Sie mich aussprechen. Ich bin ein kleines, eigensinniges Wesen, das nun einmal gewöhnt ist, seinen Willen zu haben und sich nicht in andere Leute finden kann. Zunächst mache ich ein unverbrüchliches Stillschweigen über diesen Punkt zur Bedingung; kein Mensch, nicht einmal Kei, darf einen Buchstaben von dem erfahren, was wir hier gesprochen haben. Sind sie willig, auf dieses Alles einzugehen?"

„Ich bin wohl dazu gezwungen," erwiederte Theodor, mit den Achseln zuckend, „wenn Sie es wünschen und es auf keine andere Weise gehen kann!"

Ein Mann kam den Gang herauf, welcher an dem Lusthaus vorbei zu den Bienenstöcken und von da weiter auf das Feld hinausführte.

„Das ist der Vater!" flüsterte Bianka und erhob sich von der Bank, um zu gehen, aber Theodor schüttelte verneinend das Haupt; dieser gesenkte Blick, dieses bleiche, farblose Angesicht, diese hohe, in sich selbst so vertiefte Gestalt hatte nichts mit Falk gemein, es war Kei. Er ging an dem Lusthaus vorüber, ohne sie zu bemerken; seine Sinnesstimmung war so, daß die Gedanken, die in diesem Augenblicke sein Inneres durchkreuzten, ihm vollkommene Beschäftigung gaben. Er verließ den Garten und ging in die Felder hinaus.

Es war nun acht Tage her, seit er an jenem Abend

mit Emma gesprochen hatte, er war unterdessen den meist widerstreitenden Leidenschaften zum Raube geworden, er beschloß mehrmals, nach Halkjär hinüber zu gehen, Frau Meldal einen Besuch zu machen und von Emma eine Erklärung über ihre zweideutigen Worte, ihre ganze Handlungsweise in jenem Augenblicke zu verlangen; aber jedesmal war er auf dem halben Wege umgekehrt, es war etwas Unerklärliches in seinem Inneren, das ihn zurück hielt. Er versprach sich immer, Emma würde ihm schreiben, und fiel auf hundert andere irre Ideen, die er ausführen wollte. Kei war in der letzten Zeit ein ganz anderer Mensch geworden, seine Besonnenheit, seine ruhige, kalte Vernunft war verschwunden; denn die Leidenschaften in einer so kräftigen Natur, wie in seiner, mußten auch eine mächtigere Wirkung ausüben, als bei den meisten Andern, und er ward ganz ein Opfer seiner Leidenschaften. Diesen Abend hatte er nach Halkjär hinüber zu gehen beschlossen, er konnte nimmer länger diese höllischen Qualen aushalten, die er in den letzten Tagen gelitten hatte. Er näherte sich dem Schlosse. Sein Herz pochte, sein Athem wurde kurz und hohl, sein ganzer Körper erzitterte, als er vor der Einfahrt zum Hofe stand. Die Ruhe eines Kirchhofes herrschte überall, es war so stille, so unheimlich darin, er sah kein Licht, obschon es ziemlich spät zu werden begann, und als er seine Augen zu den Fenstern erhob, bemerkte er, daß alle Gardinen geschlossen waren; man sah keine Spur von einem le-

benden Wesen. Sein Tritt wiederhallte auf dem weiten Hofplatz, er blieb einige Minuten unschlüssig stehen, gleich als ob er über etwas nachsänne, dann eilte er der Treppe zu und pochte an der Thüre. Jeder Schlag von dem gewichtigen Hammer gab Echo im Innern des Ganges, aber kein lebendes Wesen schien hinter diesen stillen Mauern zu athmen. Die Thurmglocke auf dem andern Flügel des Gebäudes schlug eben eilf Uhr, der Wind stieß sich an den großen Espenstämmen, die im Hofe stunden, eine Horneule schrie oben in einer Scheune, Kei pochte stärker und stärker, die ganze Behausung erdröhnte von dem rasenden Schlag, aber Niemand schien es zu hören, oder näherte sich, um ihm aufzumachen, eine bange Ahnung durchfuhr seine Seele, kalter Schweiß perlte auf seiner Stirne, er rief Emma beim Namen, ohne es sich bewußt zu seyn, einen andern Buchstaben vermochte er aber nicht hervorzubringen. Er wollte schon das Haus verlassen, da glimmte plötzlich ein Lichtstreifen in der untersten Etage; es war, als ob jemand Feuer schlüge. Kei stand stille und lauschte, er stieß einen Freudenschrei aus und ging auf die Stelle zu, wo das Licht herkam. Zur nämlichen Zeit wurde ein Fenster geöffnet und ein altes Weib steckte ihren mit einer weißen Nachthaube bedeckten Kopf heraus, mit der Frage, „wer so spät noch klopfe und die Leute in ihrer Nachtruhe störe?“

„Macht auf, Mutter!“ erwiederte Kei, welcher in dieser Stimme eine Bekannte zu hören meinte, „macht

auf, ich bin es, Kei Falk von Hindsholm, ich habe einen Auftrag an eure Herrschaft."

„Jesus, du barmherziger Gott! Das ist ja Kei!" rief die Alte mit froher Stimme aus: „nun das ist schön, daß er herüber kommt; nur ein klein wenig Geduld, ich muß nur Etwas anziehen, ich kann so, wie ich da stehe, nicht hinunter gehen und ihm aufmachen. Nun, du guter Gott und milder Vater! wie lange sehne ich mich nicht schon nach ihm; ich habe ihn auf meinen Armen getragen, als er noch nicht länger, als ein Hosenband war, das weiß Gott, und seine Schwester, — die habe ich auch —"

„Mach nur auf, gute Stine!" rief ihr Kei ungeduldig zu, „laß mich hinein oder sag mir lieber schnell, ob Fräulein Talmer noch hier wohnt, denn an sie habe ich meinen Auftrag auszurichten?"

„Fräulein Talmer!" erwiederte die Alte verwundert, während sie mit jungfräulicher Sorgfalt ihren originellen Kopfputz zurecht setzte, um auf die behendigste Weise die wenig grauen Haare zu verbergen, die das Alter noch übrig gelassen hatte. „Ei! weiß er denn nicht, daß die Frauen und Herr Thorstenson fortgereist; heute ist es schon der sechste Tag, daß sie abwesend sind; — aber nur noch ein bischen Geduld! ich kann mein Oberkleid nicht finden; — nun, hier ist es endlich, nun komme ich gleich und mache ihm auf, mein lieber Kei; dann soll er die ganze Sache erfahren, von Anfang bis zu Ende, ich habe schon längst darauf ge-

hofft, daß er herüber kommt, — ich habe ihn schon längst erwartet, fürwahr! Das Fräulein bat mich noch vor ihrer Abreise, einen Auftrag an ihn auszurichten; aber ich bin schon alt und dann dachte ich auch, es habe keine Eile damit, oder er kömmt so einmal herüber, daß ich ihn von des Fräuleins Auftrag benachrichtigen kann."

Unter diesem langen Gespräch hatte die Alte endlich geöffnet und Kei in die Wohnstube hinaufgeführt, sie zündete ein Licht an und bat ihn, sich ein wenig zu setzen, um ein bischen „von alten Tagen und so Etwas" zu schwatzen. Kei hörte sie nicht, er blieb einige Augenblicke innerhalb der Thüre stehen und ließ seine Augen mit der Geschwindigkeit eines Indianers über die Gegenstände hinschweifen, die sich im Zimmer befanden. Hier hatte Emma gelebt, hier im Winkel stand noch ihr Klavier, mit dem blauen Teppich überdeckt. Ha, wie gut kannte er es von früheren Tagen. Mit einer kindlichen Neugierde betrachtete er Alles, während die alte Stine, gemächlich in dem großen Lehnsessel ihrer Frau ausruhend, ihn mit freundlichen Blicken betrachtete. Plötzlich faßte er sich. „Wo ist sie hingereist!" fragte er, indem er sich schnell, wie sein Gedanke, gegen die Pförtnerin wandte.

„Ja, das mag Gott wissen, lieber Kei!" erwiederte die Alte, todtenbleich vor Angst über seine furchtbare Heftigkeit. „Ich habe sie nicht darum gefragt, und wenn ich es auch gethan hätte, würden sie mir es viel-

leicht nicht gesagt haben. Am vorigen Montag kam Herr Thorstenson herüber; mit ihm der Sohn des Gutsherrn von Julinge, die sprachen eine lange Zeit mit dem Fräulein und der Frau. Herr Thorstenson sah sehr verliebt aus und that sehr freundlich mit dem Fräulein, so daß ich nicht begreifen konnte, was da vorgehe, ich sagte es auch schnell meinem Mann. Vater, sagte ich, ..."

„Erzähl' nur, erzähle!" schrie Kei und stampfte auf den Boden.

„Nun da! Die Frau sagte zu mir, daß sie verreisen würde. Stine! sagte sie: Passe sie mir wohl auf Feuer und Licht und gib sie auf das Silberzeug Obacht, ich weiß, daß sie ein flinkes Frauenzimmer ist...."

„Ihr spracht von einem Auftrag an mich," fuhr Kei fort mit bebenden Lippen, „nun, laßt hören; ich möchte es wissen."

„Nun ja, das ist ein Schreiben von dem jungen Fräulein," erwiederte die Frau, „das ich ihm überliefern soll. Stine, sagte sie: thue mir den Gefallen und besorge diesen Brief an den jungen Herrn Falk in Hindsholm. Du kennst ihn ja noch? — Ob ich ihn kenne! sagte ich, ja das weiß Gott, daß ich es thue; ich habe ihn ja hundertmal auf den Armen getragen, wie er noch nicht größer war als mein Strumpf hier...."

„Wo ist denn dieser Brief? Her damit, schnell!"

„Nun, ich bringe ihn gleich, lieber Kei!" fuhr sie wiederum fort. „Ja, ja, ich dachte es mir oft, ihm

gönnte ich das hübsche Fräulein weit lieber, als dem andern fremden Burschen; es war recht hart für mich, ihr zusehen zu müssen. Sie war stets traurig und in sich verschlossen; ich sah sie oft weinen, besonders wenn sie allein war, und als sie mir den Brief gab ...."

„Weinte sie?" fragte Kei hohl und tonlos.

„Ja, das weiß Gott, sie weinte, so zwar, daß ihr das klare Wasser aus den Augen trat. Stine! sagte sie: hier hast du ein Paar Schillinge, (sie gab mir einen halben Speciesthaler,) besorge mir diesen Brief, aber gib ihn ihm selbst, hörst Du."

„Aber beim Teufel! so gib mir doch den Brief, ich bitte Dich ja darum; geh und hole ihn, Stine!"

„Nun, nun!" murmelte die Alte ein wenig erzürnt, „nur ein klein wenig Geduld, ich thue ja so, was ich kann." Sie erhob sich bei diesen Worten langsam von ihrem gemächlichen Sitze und hinkte fort, den Brief zu holen. Kei ging ihr entgegen, seine Hände zitterten, als er ihn erbrach; er wußte wohl, daß ihm diese Zeilen über Alles, was ihm bis jetzt ein Räthsel geblieben war, Auflösung geben und ihn in jeder Hinsicht zu einem Resultat führen würden, das er im Voraus befürchtete. Er las Folgendes, was mit einer leichten aber unsichern Frauenzimmer-Hand geschrieben war:

„Wenn Deine Augen auf diesem Blatte weilen, Falk! bin ich längst fort von Dir, wir sind dann geschieden und das vielleicht für immer. Darum lies dieses in einem ruhigen Augenblicke, und wenn Du

nichts besseres zu thun hast; ich schreibe diese Zeilen, um Dich mit den Umständen bekannt zu machen, die Dir bis jetzt unbekannt waren und meine Handlungsweise gegen Dich rechtfertigen werden. Daß mir dieß gelingen möge, bat ich Gott, als ich die Feder zur Hand nahm; wenn ich rein und tadelfrei vor Dir da stehe, ist auch der letzte Wunsch meiner Seele erfüllt.

„Ich habe in der letzteren Zeit oft darüber nachgedacht, ob ich, wenn ich so über mein Schicksal hätte gebieten können oder wenn ich es vorausgesehen hätte, nicht lieber gewünscht haben sollte, wir Zwei hätten einander nie kennen gelernt, — Du mußt zugeben, mein Freund! wir haben beide nur um unsere Schuld viel gelitten, — aber ich glaube immer, ich hätte es nicht gethan, denn, wie es auch immer gegangen seyn mag, es scheint mir doch, daß das Leben mit seiner Bitterkeit jetzt von tieferer und höherer Bedeutung für mich ist, als früher und mit Dir wird es sich ebenso verhalten. Ja, Falk! ich bin froh darüber, daß ich Dich kennen gelernt habe, ich verdanke Dir die schönsten Augenblicke meines Daseyns; selbst jetzt, da blos mehr eine halbdunkle Erinnerung davon in mir zurück ist, bin ich froh und glücklich, bin ich zufrieden, wenn meine Gedanken bei diesen Erinnerungen weilen. Aber dieser Brief soll nach seiner Bestimmung mehr eine bedachtsame und ruhige Darstellung der Umstände seyn, die mich von jenen gräßlichen Beschuldigungen lossprechen, die Du bei unserer letzten Zusammenkunft gegen mich

äußertest, als eine Schilderung dessen, was ich fühle und denke; ich werde es nun thun, so gut ich kann, und nehme meine Zuflucht zu der schonenden Nachsicht, die Du früher stets Deiner Emma erwiesest.

„Als ich damals, krank und beinahe bewußtlos, Dich bei uns in Kopenhagen sah, ahnte meine Mutter zum Erstenmale das Verhältniß, das zwischen uns stattfand; sie bestürmte mich mit Fragen und ich war nicht im Stande, ihr Etwas zu leugnen. Was darauf folgte, will ich nicht weiter erzählen, ich überlasse es Dir zu denken, nachdem Du schon Gelegenheit hattest, sie in einem heftigen Augenblicke kennen zu lernen. Fürwahr! ich durfte nicht wagen, mich ihrem Befehle entgegen zu setzen und schrieb also, was sie diktirte; mein Zustand war so, daß ich mich jetzt kaum mehr an ein Paar Worte erinnern kann, die in jenem unglückseligen Brief standen, den sie Dir schnell zusenden ließ. Ich erholte mich langsam und war noch nicht ganz hergestellt, als meine Mutter auf das Bestimmteste forderte, ich sollte eine Einladung annehmen, die uns am nämlichen Tage vom Probste A. zugesendet worden war. Ich ahnte nicht ihren Plan, warum sie es so eifrig wünschte; (sie hatte sich früher nie sonderlich um diese Familie bekümmert,) denn das war ein Plan, den ich erst später einsah; ich gab also mein Ja. Es war mir gleichgültig, wohin wir gingen, ich war kalt für Alles, was ein Gesellschaftskreis mir bieten konnte. Meine Seele, mein inneres Leben war fort, Du Falk! warst meine Seele, mein Einziges, mein

Alles. — Wir kamen hin und — Du warst dort. Ich wollte, daß ich Dir die Gefühle beschreiben könnte, die bei Deinem Anblicke meine Brust durchfuhren, ich hätte zu Dir hineilen können, ich fühlte einen beinahe unbezwinglichen Trieb, Dir das seltsame Spiel zu erzählen, das man mit uns getrieben, in diesem Augenblicke weiß ich noch jedes Wort, was ich damals dachte, gleich als wäre es vor einigen Minuten passirt. Du standest am Fenster, an die Wand angelehnt, mein Blick begegnete Deinem, o! ich werde nie diesen Ausdruck vergessen, ich werde mich daran erinnern, wenn mein Herz zu schlagen aufhört, so tödtend, so eisig kalt sahst Du auf mich. Es war nicht Sorge oder Betrübniß, was ich las; das hoffte ich zu finden, aber diese tödtende Verachtung, mit welcher Du Dich von mir wandtest, — nein, Falk! die habe ich niemals, ja niemals verdient. Es kostete mir viel, mehr als irgend ein Mensch begreifen kann, an jenem Abend die Fassung nicht zu verlieren, aber ich war gezwungen, mich zu beherrschen, weil meiner Mutter scharfe, beobachtenden Blicke beständig auf mir ruhten; ach, hättest Du nur ein Einzigesmal freundlich und mild nach mir geschaut! Aber Du flohest meinen Anblick, ich war todt für Dich. Ich weinte und ward ohnmächtig in den Wagen getragen, als wir Abschied genommen hatten, ich warf mich an die Brust meiner Mutter und erzählte ihr, was ich fühlte, sie beantwortete mein Geständniß mit kalten Ermahnungen, lobte mich, daß ich mich so gut gehalten hätte, lächelte, —

ach, sie hatte mich niemals verstanden, — und dieser Augenblick war der bitterste meines Lebens. Ich versuchte nachher mehrmals, mit Dir zusammen zu treffen, um Dir zu erzählen, wie Alles zugegangen war; ich konnte es ertragen, von allen Menschen in der ganzen Welt mißkannt zu werden, Dich ausgenommen; aber Du verhindertest jede Gelegenheit zu einer Erklärung. Um diese Zeit war es, daß der Agent Thorstenson in unser Haus kam, die Mutter hatte ihn in der Gesellschaft beim Probst A. kennen gelernt und ihn zu uns eingeladen; jetzt begann ich den Plan zu merken, den meine Mutter mit mir vor hatte. Thorstenson war reich, in einer glänzenden Stellung, und im Ganzen genommen ein braver Mensch, der es mit der ganzen Welt gut meinte. Einen Monat später hielt er um meine Hand an und meine Mutter unterstützte seine Bewerbung; aber hatte ich mich bisher immer als Sklavin ihres Willens gezeigt, so handelte ich hier zum Erstenmale selbstständig, indem ich ihm eine abschlägige Antwort gab und meiner Mutter kurz und ruhig bedeutete, daß ich unter keinem Umstande in der Zukunft eine Partie annehmen werde. Es kam mir vor, als ob ich auf diese Weise einen Theil von dem Unrecht gut gemacht hätte, das ich an Dir begangen; es schien mir, ich könne gar nicht anders handeln. Die Mutter ward darüber sehr aufgebracht, sie bat und drohte wechselweise, ich blieb fest und unerschütterlich auf dem,

was ich beschlossen hatte. So brachte ich nun einige Jahre hin, ich war kalt und gleichgültig für Alles; meine Freundinnen nannten mich einen Sonderling und forschten stets nach dem Grunde, warum ich ein so eingezogenes Leben führte. Niemand entdeckte es. Ungefähr um diese Zeit war es, daß Tante Meldal in Halkjär mich zur Hochzeit meiner Cousine einlud. Die Mutter hatte nichts dagegen, da sie nun einmal sah, daß sich ihre Absichten mit der Partie zwischen Thorstenson und mir nicht realisiren ließen; ich ergriff mit Freude die Gelegenheit, des drückenden Hauptstadtlebens quitt zu werden, welches mir schon lange zur Last geworden war. Hier wohnte ich nun seit zwei Jahren, die Zeit glitt still und einförmig hin, ohne Sorge, aber auch ohne die mindeste Freude. Thorstenson besuchte uns mehrmals, er nährte noch dieselbe Neigung für mich, ohne daß sie im Geringsten erwiedert ward; aber er besaß Takt genug, nie davon zu sprechen, was mir sehr gut an ihm gefiel. Da geschah es, daß Du diesen Sommer nach Verlauf so manchen Jahres wiederum Deine Familie in Hindsholm besuchtest. Ich erfuhr es am Tage nach Deiner Ankunft und, warum soll ich es leugnen, ich erröthe nicht darüber: mein Herz pochte vor Freude, Dich in meiner Nähe zu wissen. Die Mutter muß ohne Zweifel die Tante von unserem Verhältniß unterrichtet haben, denn sie sprach niemals von Dir, gleich als wollte sie mich mit jeder Erinnerung an diese Sache verschonen; sie brauchte mich nicht zu

erinnern, die gute Frau! sie wußte nicht, daß Alles, was Dich betraf, jeder Tag, jede Stunde, die ich in Deiner Nähe verlebte, lebendig und unauslöschlich in die innerste Tiefe meiner Seele geschrieben stand.

„Ich sah Dich mehrmals, Falk! ohne daß Du es wußtest oder auch nur eine Ahnung davon hattest; Du hattest mich vielleicht schon längst vergessen, — doch nein! ich weiß, daß es nicht der Fall war. Du gingst oft in dem kleinen Wald spazieren, der sich um Hindsholm herumschlingt, und durch den der Gangsteig zu dem Schlosse des fürchterlichen Dammgrafen führt. *) An einem Mittag saßest Du unten am Bache, im Schatten eines Hollunderbaumes und lasest, so daß man Dich von der Terasse aus im Halkjär=Garten, wo ich gerade stand, deutlich sehen konnte. Du fielest unter dem Lesen in Schlaf und ich schlich mich so sachte und unbemerkt zu Dir hinunter, wie der Schatten der Gegenstände über die Erde gleitet, wenn die Sonne sinkt. Ewiger Gott! Du weißt es, der Augenblick, während ich an Deiner Seite stand, war der glücklichste in der Zeit, wo wir von einander geschieden waren. Ich hielt Dein Buch in meinen Händen, ich weinte, aber das waren Thränen der seligsten Freude, die aus meinen Augen drangen. Es waren Hamlets Worte an Ophelia, die ich las:

---

*) Emma wußte nämlich nicht, in welchem Verhältniß der Dammgraf zu Kei stand; sie erfuhr es auch nie.

„Doubt thou, the stars are fire;
Doubt, that the sun doth move;
Doubt truth to be a liar;
But never doubt I love!“ *)

„Es war doch wunderlich, daß mein Auge gerade auf diese Seelle fallen mußte und daß es Du warst, dem ich es zu verdanken hatte, dieß zu verstehen; (ich weiß nicht, ob Du Dich noch erinnerst, daß Du mein Lehrer im Englischen warst?) Ich legte ein kleines, blaues Vergißmeinnicht in das Buch, schloß es wieder und verschwand. Am nämlichen Tage kam Thorsten Theilov auf Besuch zu uns, er war der Tante Nachbar und hatte sie schon mehrmals besucht, während ich in Halkjär wohnte. Es liegt Etwas in dem Wesen dieses Menschen, was mir immer eine gewisse Furcht, gemischt mit Widerwillen, einjagt, ich weiß nicht, woher es kommt, aber ich werde jedesmal übel gelaunt, wenn ich ihn sehe. Er ist sehr roh und dabei in einem auffallenden Grade eitel. Das Gespräch fiel diesen Nachmittag zum Erstenmale auf Dich, und Thorsten erzählte uns eine Affaire, die Du am nämlichen Tage, als Du ankamst, mit ihm in einem Wirthshaus auf der Heide hattest, wo Du ihn überfallen und seinen Hund verstümmelt haben sollst. Ich zeigte ihm deutlich meine Verachtung

*) „Zweifle an der Sonne Klarheit,
Zweifle an der Sterne Licht,
Zweifle, ob die Lüge Wahrheit,
Nur an meiner Liebe nicht!“

über dieses Abenteuer, weil ich schnell einsah, daß es von ihm erfunden worden sei, aber dieser Mensch ist viel zu einfältig, als daß er mich verstanden hätte. Er erzählte auch, daß Du nach Hause gereist wärest, um Dich mit Deiner Pflegeschwester, mit Fräulein Bianka, zu vermählen und daß Ihr schon seit mehreren Jahren verlobt seiet. Ich hatte früher schon zufällig Biankas Bekanntschaft gemacht, sie sprach von Dir und das auf eine Weise mit einer Lebhaftigkeit und einer Wärme, wie es nur ein liebendes Mädchen thun kann. Ich wußte nicht, warum ich erzitterte, als ich von Theilov Dieses erzählen hörte, aber es kam mir so ganz unerwartet, es traf mich ganz unvorbereitet; als ich nun über diesen Punkt mit meinen Zweifeln herausrückte, lieferte er mir Beweise, die mich zuletzt zwangen, die Wahrheit seiner Worte zu erkennen. War das nicht wunderlich, Falk! wir waren schon seit mehrern Jahren getrennt, ohne einander zu sehen, und doch kam es mir vor, als wenn ich Dich erst in diesem Augenblicke ganz verloren hätte; der Gedanke, Dich vermählt und von einer Anderen geliebt zu wissen, war mir bis jetzt nie eingefallen; was ich damals fühlte, was ich dachte, damit will ich Dich nicht ermüden, mein Brief ist so zu lang, aber vergib mir, es ist ja das Letztemal, daß ich an Dich schreibe. Ich habe Dich mit Bianka spazieren gehen gesehen, ich las Dein Glück in Deinem Antlitz, wenigstens habe ich es in ihrem gelesen."

„Nun habe ich erzählt, was ich wollte, ich habe versucht, mich vor Dir zu rechtfertigen, und doch ist noch Etwas in meiner Brust zurück, Etwas, auf das Deine Worte an jenem Abende hindeuteten. O! wie gerne hätte ich noch mit Dir gesprochen, nur ein Paar Minuten, ich erwartete Dich jeden Tag in der Woche, aber Du kamst nicht; bis spät in die Nacht saß ich am Fenster, und harrte auf Dich. Nun wohl! es geschehe. Ich habe den Wunsch meiner Mutter, meiner ganzen Familie erfüllt und wurde heute mit Thorstenson verlobt; das war es, warum ich noch mit Dir sprechen wollte, darum verschob ich es bis auf heute Abends, diesen Schritt zu thun. Er ist ein guter, braver Mensch, dieser Thorstenson, besser, als die meisten Anderen, die ich kenne; aber ihn lieben, Falk! — das kann ich nicht, das Mädchen, das Dich liebte, kann keinen Andern mehr lieben. Ich habe ihm Alles offenherzig erzählt, ohne jedoch Deinen Namen zu nennen, und er findet sich darein, er hofft von der Zukunft, was die Zukunft nie gewähren kann. Wir reisen morgen nach Fredericia, von da über Fünen, durch Seeland nach Kopenhagen und weiter mit dem Dampfschiff nach Kiel. Thorstenson hat im Sinne, eine Reise durch die meisten Länder von Europa zu machen, und ich folge ihm als seine Gemahlin. Meine Mutter erwartet uns in der erstgenannten Stadt, um mich zum Altare zu führen; sie hat mich gesegnet und mich ihr gehorsames Kind genannt, aber sie kennt mich nicht,

die arme Mutter! Sie hat mir für die kommenden Tage Glück prophezeit und weiß nicht, daß das Leben mir nichts mehr zu bieten hat, ich habe schon meinen Theil genossen. Lebe wohl, Falk! sei glücklich und vergib mir die Sorgen, die ich Dir verursachte; so lange ich lebe, werde ich zu Gott um Glück für Dich und die bitten, die Du liebst. Gott segne Dich! Lebe wohl! Ich habe Nichts mehr zu schreiben! — Emma."

Dieser Brief machte eine unbeschreiblich erschütternde Wirkung auf Kei, sein Angesicht ward bleich und farblos, der Tisch, auf den er sich stützte, zitterte unter dem Beben seines Körpers, und als er den Brief zu Ende gelesen hatte, sank seine hohe Gestalt zusammen, er verbarg sein Gesicht in den Händen unter einem leisen, aber krampfartigen Weinen. Aber das währte nur eine Minute, einen Augenblick, und er war wieder der Alte. Er riß sich empor und stierte mit verwildertem Blicke um sich.

Die alte Frau war unterdessen in Schlaf gefallen, sie saß und nickte auf dem Lehnstuhle; als sich aber Kei emporriß, fuhr sie auf und betrachtete ihn entsetzt. „Herr Jesus!" schrie sie ängstlich, „wie er doch seinem Vater gleicht in dieser Stunde, wie er so dasteht. Ich möchte beinahe glauben, es sei der selige Dammgraf selbst. Was fehlt ihm? Was ist es denn mit ihm?"

Kei sprach nicht ein einziges Wort, er stand unbeweglich und stierte auf den Brief, aber ein Kind konnte

einsehen, daß seine Gedanken mit etwas Anderem beschäftigt waren. Er steckte das Papier in die Tasche und stürzte zur Thüre hinaus.

Verwundert sah ihm die Alte nach. „Ach du barmherziger Gott!“ murmelte sie für sich selbst, während sie sorgfältig das Licht auslöschte und das Zimmer verschloß, „jetzt beginnt es auch bei ihm zu rappeln, wie bei seinem Vater; er glich ihm so ganz, wie er da vor mir stand. Das ist nun die fünfte Mannsperson, die ich aus reiner Verliebtheit närrisch werden sah. I, du lieber Gott! bewahre uns vor Liebe und Allem, was uns schädlich ist.“ Und mit diesem andächtigen Ausruf hinkte die Alte in ihre Kammer, um dem mit Sehnsucht wartenden Ehemann zu erzählen, was sich während ihrer Abwesenheit zugetragen hatte.

Kei ging heim. Er begegnete Niemanden auf seinem nächtlichen Spaziergange, und das war gut, er wünschte es auch nicht. Die Bewohner von Hindsholm waren Alle zur Ruhe gegangen. Sachte und lautlos schlich er sich in sein Zimmer hinauf, und man sah ihn einige Minuten später über den Hof hin, dem Stalle zugehen; er trug ein Felleisen, das mit Reisekleidern bepackt war, unter dem Arme. Er weckte den alten Stallknecht und bat ihn, ein Pferd zu satteln. Alle seine Einwendungen gegen einen so späten Ritt, sowie dessen Fragen, wohin die Reise zu so später Stunde noch gehe, beschwichtigte er dadurch, daß er ihm einiges Trinkgeld in die Hand drückte. Das Pferd

ward hinausgeführt, Kei stieg auf und während der alte Knecht unter mancherlei Betrachtungen das Thor schloß, flog der Reiter in gestrecktem Carrier auf dem Wege hin, der nach Halkjär und Borris führt, und von da weiter nach Horsens, Veile und Fredericia.

Ha! es war schön, wie der rasende Reiter von dannen flog; hurtig wie der Sand, den der Nordwind mit sich fortführt, schien der schnaubende Hengst kaum die Erde zu berühren; es war der wilde Jäger, der seine Jagd auf den Heiden hielt. Und der Sturm pfiff hinter ihm her, und die Nacht war dunkel und schaurig; des Mondes schmale Sichel blickte nur selten durch die finsteren, dunkelschwarzen Wolken hindurch, und die einzelnen Wanderer, denen Kei begegnete, betrachteten ihn mit erschreckten, starrenden Blicken, in einem Nu war er an ihnen vorüber; und sie kreuzten sich und lispelten ein Vater unser, denn er glich mehr einem von den Schatten der Mitternacht, oder einem Kämpen der alten Vorzeit, deren Wohnung in den Grabhügeln ist, die sich überall im Norden erheben, wenn er so im verzweifelten Ritt auf seinem schwarzen, steigenden Hengste dahinfuhr, als einem Menschen von Fleisch und Blut.

So ritt er ununterbrochen viele Stunden fort und kümmerte sich nur wenig um die Erhöhungen und Vertiefungen, deren der enge Sandweg voll war, er merkte nicht auf den Flugsand, der ihm in das Gesicht gepeitscht wurde, wenn die Windstöße über die Heide hin-

fuhren. Der Zügel hing schlaff an dem Halse seines Pferdes und er überließ es dem klugen Thiere, selbst auf seinen Weg Acht zu geben.

Zwischen Vorris und Nygaard läuft ein langer, einsamer Weg hin, auf welchem man im Umkreise von zwei starken Meilen weder ein Haus noch eine andere menschliche Wohnung erblickt, bevor man nicht Dyrvig erreicht hat. Ein wenig südlich von diesem Gute liegt wiederum eine düstere und wilde Heidestrecke, und dahin ritt Kei. Sein Pferd begann zu ermüden, der weiße Schaum bedeckte seinen Hals, er pustete und stöhnte, warf mit dem Kopfe umher und schlug aus, wenn es die Sporen antrieben, hurtiger zu gehen; mehrmals versuchte es sogar, sich des wilden Reiters zu befreien, doch das war vergebens. Kei saß wie fest gewachsen im Sattel, er verstand das Thier zum Gehorsam zu bringen. Plötzlich glimmte in der Entfernung nieder am Boden ein schmaler Lichtstreifen. Das Pferd schnaubte und spitzte die Ohren, wie diese Thiere allzeit thun, wenn sie sich fürchten. Kei glaubte anfangs, das Licht komme von dem nahe gelegenen Moose und achtete nicht weiter darauf, aber wie er näher kam, nahm der Schein an Klarheit und Umfang zu und vereinte sich zuletzt zu einem großen Feuer, um welches einige zerlumpte, schwarze Gestalten gelagert waren. Im nämlichen Augenblicke, als er diese Entdeckung machte, ward auch er von der Bande bemerkt; denn was für Leute sollten es wohl seyn, die sich um solche Zeit

mitten auf einer schwarzen Heide lagern, als Zigeuner? Zwei Männer sprangen vom Feuer auf und ihm entgegen und baten ihn, in ihren Kreis zu treten. Kei hielt es für das Klügste, ihrer Aufforderung folge zu leisten, er stieg vom Pferde und folgte diesen Männern zu den Uebrigen.

Fürwahr! es war ein malerisches Schauspiel, diese wilde Versammlung auf die Erde gelagert zu sehen. Ihre braunen Gesichter waren von den Flammen beleuchtet, und über dem Feuer war ein frisch geschlachtetes Schaf an einem Stabe aufgesteckt, um gebraten zu werden. Die Bande bestand im Ganzen aus fünf Personen: drei Männern und zwei Weibern.

Die Eine von den Letzten war ziemlich jung, sie war in diesem Augenblick gerade damit beschäftigt, ein kleines, nußbraunes Kitzchen zu füttern, dessen Kopf aus einem Hängekorb herausschaute, der mit Lumpen angefüllt an ihrer Seite stand. Die andere war ein altes Weib, deren Beschäftigung darin bestand, den Bratspieß über dem Feuer umzudrehen. Die Männer lagen auf die Erde hingestreckt und rauchten aus ihren kurzen Thonpfeifchen, während ihre kohlschwarzen, glühenden Blicke mit einem Ausdruck von Verwunderung und Neugierde auf den Fremden geheftet waren. Kei stand an der Seite seines schaumbedeckten Pferdes, seine kolossale Figur war von einem grauen Reisemantel eingehüllt, während sein bleiches Angesicht den schärfsten Contrast zu den Uebrigen bildete. Betrachtet man dazu

die wilde, unbebaute Ebene, welche diese Kinder der Wildniß zu ihrem Lagerplatz gewählt hatten, ferner den dunklen, überzogenen Horizont, und den Sturm, der über die Erde hinpfiff, so ist das Bild vollständig.

„Das ist selten, daß man bei Nachtzeit Reisende auf der Borris Heide trifft," rief einer von den Männern aus, der der Führer dieser Bande zu seyn schien. „Hier kann man leicht irre geführt werden und mangelt dann ein sicherer Fuß und ein klares Auge, so ist es schwer, weiter zu kommen."

„Mir fehlt Keines von Beiden," antwortete Kei klanglos. „Wäre die Nacht noch so schwarz, wie der Pfuhl der Hölle, so würde ich doch mein Ziel erreichen, nach dem ich strebe."

„So gib uns ein Paar Schillinge!" äußerte das alte Weib, die den Spieß drehte, indem sie aufstand und auf Kei zuging, „damit ich ihm sagen kann, wie seine Reise ausfallen wird; mein Auge ist zwar alt, aber es sieht so gut in die kommenden Tage, wie die Eule in das Dunkel. Mit diesen Worten zog sie ein Stückchen Talglicht aus der Tasche, zündete es am Feuer an und ergriff Keis Hand.

„Ich weiß im Voraus Alles, was ihr sagen werdet, Mutter!" sagte er, „was mich erwartet und was geschehen wird, das steht deutlich in meine Brust geschrieben, aber das ist gleichviel, sagt nur frisch weg, was euch gerade einfällt." Er streckte die Hand hin und das Zigeunerweib betrachtete sie still und aufmerk-

sam beim Schein ihrer Kerze. „Ja, Kreuz und Kaninchen!“ murmelte sie mit einer wunderlichen, erhabenen Betonung, „eine solche Hand, wie diese, habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen! was da Alles geschrieben steht; bis jetzt ist es ihm schlecht gegangen, er hat Sorgen und Kummer genug in seinem Leben; aber das wird vielleicht noch lange dauern; zieh' er in Frieden seines Weges, ich will nichts dafür, daß ich ihm prophezeit habe.“ Es lag eine Bedeutung in den Worten des alten Weibes, oder vielmehr in dem dumpfen, hohlen Tone, mit dem sie sprach, das jede Nerve in Kei erzittern machte. Die Zigeuner drängten sich neugierig um ihn, gleich als wollten auch sie die Zukunft in dieser wunderlichen Hand lesen. „Gib dann nur mir etwas dafür,“ sagte der Eine von ihnen mit einer rauhen Stimme. „Mutter Greth' hat immer so ein verdammt feines Gewissen, ich nehme es damit nicht so genau, denn man kann ja doch einmal an dem nichts verändern, was uns Gott bestimmt hat.“

„Nein, gewiß nicht, Giles Sib!“ rief die Alte heftig, „Du nimmst Nichts, hörst Du, keinen Schilling! Diesen hat Gott Vater gezeichnet!“

„Gut, Mutter!“ unterbrach sie Kei, „gut! daß ihr dieses sagen würdet, darauf war ich vorbereitet, aber seht, seht noch einmal; ich möchte wissen, ob das wirklich wahr ist, daß ihr aus den Linien der Hand jegliches Geschick zu prophezeien wißt, oder ob es bloß eine Lüge ist, um die Einfältigen zu narren, die auf

eure Weisheit bauen. Seht her und sagt mir, ob ihr vielleicht noch Etwas findet, ihr versteht mich schon, was mir Kraft gibt, Alles zu tragen und meinem Schicksale zu trotzen?"

„Ich sehe nichts solches," war der Zigeunerin eintönige Antwort. Ich sehe einen alten Mann mit dem Verstande eines Hundes, einen zertrümmerten Baum, den der Sturm gestürzt hat; ich sehe Krähen und schwarze, hungernde Raben in einem Hirne picken, und dieses Hirn liegt in seinem Haupte."

„Gut! sehr gut!" erwiederte Kei mit einem rasenden, krampfartigen Gelächter, „laß es jetzt gut seyn. Hier, Alte! nimm das für Deine Mühe, Du sollst mir nicht umsonst gewahrsagt haben." Die Zigeunerin weigerte sich noch beständig, die Uebrigen von der Bande betrachteten ihn mit einem scheuen, beinahe ehrfurchtsvollen Blicke, halfen ihm mit seinem Pferde zurecht, und als Kei wie ein Lichtstreifen wieder über die Heide hinfuhr, blieben sie noch lange still und verwundert stehen, stierten ihm nach und erschöpften sich zuletzt in Vermuthungen und Fragen, wer dieser geheimnißvolle Reiter wohl seyn möge.

Und es ward Morgen, es ward Tag und ward wieder Abend. Auf dem Wege der von Bredstrup nach Fredericia führt, sah man einen Reiter auf einem schaumbedeckten Roße ziehen. Sein Reisehut war ihm tief in die Augen gedrückt, sein schwarzer Mantel flatterte im Winde und das Pferd trug ihn pustend Fuß

für Fuß vorwärts; es war leicht einzusehen, daß dieser Mensch schon an diesem Tage einen langen und beschwerlichen Weg zurückgelegt haben mußte, und es war Kei, der in diesem Augenblick die Stelle sah, nach der Sehnen und Trachten ging. Das weiße Thor *) ward unter dem hohlen Walle sichtbar, er sah die neun Schornsteine — das Einzige, was man von der alten Festung sieht, wenn man von jener Seite herkommt. Die Milchmädchen mit ihren zierlichen Butten auf den Köpfen zogen singend an ihm vorüber. Die Arbeiter kehrten von den Feldern zurück, die Lerchen sangen so schön da oben in der blauen Luft und drüben im Westen sank die Sonne und warf scheidend ihre letzten Strahlen im glühendsten Purpur auf den fernen Wald. Kei merkte nicht auf dieses Alles, die ganze Natur war für seinen Blick todt, seine Gedanken hatten nur eine Richtung, seine Sehnsucht nur ein Ziel, nach dem er strebte, und dieses Ziel machte alle Glieder erzittern, je mehr er sich demselben näherte. Er stierte gedankenvoll vor sich hin und öffnete nur zuweilen seinen Mund, um das Pferd zu einem schnelleren Gang anzutreiben.

So nahte er dem einzigen Gasthofe der Stadt, der unten am Strande lag. Alles war hier in geschäftiger Bewegung, die Mägde und Knechte liefen im Hofe umher, die Haushälterin stand in der Küche und ließ ihre sonore Stimme bald befehlend, bald scheltend er-

---

*) Das Prinzen-Thor.

tönen, je nachdem es die Umstände erforderten. Es währte beinahe eine Stunde, bis Kei ein Zimmer angewiesen wurde, und kaum war er eingetreten, wandte er sich schon mit der Frage, ob Frau Meldal hier wohne, an das ihn begleitende Mädchen.

„Ei du, mein lieber Gott!" rief diese, verwundert über seine Unwissenheit, „wo sollte sie wohl anders logiren? Das ist ja der einzige Gasthof in der ganzen Stadt. Leider! das muß Gott bekennen, wir haben von früher Morgenstunde bis spät in die Nacht hinein Mühen und Strapazen. Es ist hier nicht, als wenn eine Madame im Hause wäre, nein, Gott bewahre! die sitzt im Zimmer drinnen, geputzt wie ein Pfau und läßt einer Andern thun, was sie thun soll, ohne sich von der Stelle zu rühren und ist man . . . .

„Alles dieses ist mir gleichgültig, mein Engel!" unterbrach sie Kei, dessen Schicksal es nun einmal war, durch das unerträgliche Geplauder solcher Personen aufgehalten zu werden. — „Ich wünschte nur zu wissen, ob nicht Frau Meldal und mit ihr eine jüngere Dame hieher gekommen ist?"

„Ja gewiß!" war des Mädchens Antwort, „sie sind gestern angekommen. Eine ältliche Dame hat sie schon seit mehreren Tagen erwartet. Blos diese Gäste sind Schuld daran, daß wir solchen Tumult hier im Hause haben; sehen sie: Vormittags wurde der Pfarrer von der dänischen Kirche eingeladen und eine der Frauen sprach lange mit ihm, ich horchte zwar, von was sie

sprächen, konnte aber nur die Worte: „Hochzeit und Trauung" verstehen. Alle Kutschen von der ganzen Stadt, (welche sich in pleno auf drei beliefen), hielten vor einer Stunde hier an. Kammerjunker Andersen, Assessor Trane und Justizrath Ingemann, welche mit ihnen sehr bekannt sind, wurden eingeladen und nun sind sie miteinander in die Kirche gefahren. — Gott! war das eine niedliche Braut, das junge Fräulein! ich half sie ankleiden, zuerst ein weißes Atlas-Kleid mit Spitzen und ..."

Aber Kei hörte nichts weiter, er stürzte zur Thüre hinaus, ohne auf das Mädchen zu achten, die ihm verwundert nachstierte. Sie hatte nicht bemerkt, wie ein jedes ihrer Worte zu einem Dolchstich wurde für sein Herz, nicht, wie seine Augen starrten, gleich als wollten sie sich aus ihren Höhlungen wälzen, nicht, wie er vergebens nach Luft schnappte; das Einzige, was sie sah, war seine Gestalt, als er durch die Thüre fortstürzte.

„Gott! was ist das für ein gräßlicher Mensch!" murmelte sie für sich selbst, versuchte dann, ein wenig in das Felleisen zu gucken und nach seinem Inhalte nachzusehen, als sie aber durch das Schloß an ihrer Untersuchung verhindert wurde, ging sie wieder in die Küche zurück.

Und Kei wandte seinen Gang nach der dänischen Kirche und schritt eilenden Fusses durch die Felder hin, (denn Fredericia hat außer manchen anderen Bequemlichkeiten, auch die, daß man in der Stadt selbst, wie mitten auf dem Lande leben kann, weil zwei Dritttheile

des Terraines innerhalb des Walles aus Feldern und Wiesengrund besteht, was bei einer Festung gewiß zu den Seltenheiten gehört. Alle Kutschen der ganzen Stadt hielten außen vor dem Thore der Kirche. Er stürzte hinein. Wachslichter flammten auf dem Altare. Die Kirche war vollgepropft von Menschen; denn der alte Todtengräber hatte das Gerücht ausgesprengt daß ein fremder Graf, oder ein anderes solch' großes Wesen diesen Nachmittag vermählt würde, und ein Jeder, dem es einigermassen möglich war, mußte natürlicher Weise hin, um Zeuge dieser Feierlichkeit zu seyn. Braut und Bräutigam knieten vor dem hohen, finsteren Priester, der den Segen über sie aussprach. —

Ja gewiß! das war Emma in diesem weißen, faltenreichen Kleide, ihr Antlitz war bleich, wie ihr Gewand, sie glich einem Wachsbilde. Der Bräutigam war ein recht schöner Mann mit einem offenen, gutmüthigen Gesichte. Alles lief rund umher vor des unglücklichen Keis Augen, er wankte und nahte nur mit Mühe einer von den Säulen, auf die er sich stützen konnte. —

Die Trauung war geendet, die gewaltige Orgel intonirte, um ihn wiederum zu wecken, die Leute strömten zur Kirche hinaus, um die Neuvermählten in den Wagen steigen zu sehen, der an der Kirchenthüre vorgefahren war. Kei blieb stehen, er warf seinen Blick zum Altare hinauf. Emma stand dort an Thorstensons Hand, sie hatte den anderen Arm um den Hals der Mutter geschlungen, lehnte sich mit dem Kopf an ihre

Brust und weinte. Kei wollte gehen, es ward ihm zu heiß, zu enge da innen, aber er vermochte es nicht, und als nun Emma, gestützt auf ihren Mann und die Mutter, mit langsamen Schritt und gesenktem Blicke den Gang herunterkam, stieß er einen gräßlich weinenden Schrei aus und sank mit einem hohlen Schlag auf dem Boden der Kirche zusammen. Emma wandte erschreckt ihr Haupt gegen diese Stelle hin. Dieser Schrei gab Wiederhall in dem Innersten ihrer Brust, aber sie sah nichts, weil sich im Nu eine Masse Menschen um Kei zusammengedrängt hatte. Als er wieder zu sich kam, stand er unter dem Thore der Kirche an der Seite des alten Todtengräbers, von vielen Menschen umringt, die ihn mit verwunderten und neugierigen Mienen betrachteten, während sie einander Verschiedenes erzählten, wie das Ding mit diesem hier zusammenhänge. Einige Minuten blieb er stehen und stierte mit fragenden, verzweifelten Blicken rings um sich, aber plötzlich besann er sich und ging, schneller und schneller, als ob das Leben von diesem Gange abhängig wäre. Er mußte Emma sehen, wollte mit ihr sprechen, nur ein Wort, ein Einziges, es koste, was es wolle. — Als er zum Gasthof zurückkam, sah er einen eleganten Reisewagen, in eine Staubwolke eingehüllt, dem Strande zufahren. Eine junge Dame wandte wechselweise ihr Angesicht um, weil sie mit zwei anderen Damen sprach, die hinter ihr saßen. — Den Ausdruck dieses Angesichts vergaß er niemals. Es war Emma, die fort-

fuhr, er sah sie in diesem Augenblicke zum Letztenmale. Sie waren geschieden für immer.

Am nächsten Morgen war Kei krank, die Kraft seiner Natur ward zernichtet durch das, was in letzter Zeit über ihn hereingebrochen war, sein Körper unterlag den Leidenschaften seiner Seele. Tag für Tag ward es schlechter mit ihm, dreimal verließ der Arzt kopfschüttelnd sein Lager, in dem Glauben, er habe ausgestritten; aber es stand nicht in Kei's Schicksal geschrieben, daß er auf dem Krankenbette unterliegen sollte, er kam später wiederum zu sich, um neuen und fürchterlichen Leiden entgegenzugehen.

Die Verlobung.

Die zwei Probemonate, die Bianka festgesetzt hatte, waren verlaufen; sie kamen Theodor unermeßlich lange vor, obwohl er jeden Tag in seiner Hoffnung bekräftigt wurde, daß sie ihn liebe. In dieser ganzen Zeit war er ihr jedoch noch um keinen Schritt näher gekommen. Bianka gab ihm wohl Beweise ihrer Liebe, aber diese Beweise beschränkten sich auf eine zarte Vertraulichkeit, einen leichten Handdruck, einen strahlenden Blick, und Nichts weiter. Sie verstand ihren Anbeter zu fesseln, täglich größere und unumschränktere Macht über ihn zu gewinnen, stets neu und reizend zu seyn, und war stets darauf bedacht, ihn innerhalb der Grenzen zu halten, die sie einmal festgesetzt hatte.

„Fräulein Falk!“ sagte er am Tage nach Verlauf

des vorgeschriebenen Termines, „die zwei Monate sind jetzt zu Ende; ich habe mich diese lange Zeit über ruhig und kalt gehalten und frage Sie nun, ob meine Hoffnung, meine Wünsche mit Glück gekrönt werden?"

„Und zu welchem Resultate sind sie unterdessen gekommen?" äußerte sie lächelnd, „wie steht es mit diesen tiefen, heißen Gefühlen, die sie mir so oft geschildert haben, nachdem ich ihnen nun Gelegenheit gegeben habe, mich mit allen meinen Fehlern und Eigenheiten kennen zu lernen?"

„Bianka! sie sind unverändert," entgegnete Theodor, der in ihren Ton einzugehen suchte, „es ist ebenso, als ob ich sagte . . . ."

„Nun ja! ich bin auch mit meinem Herzen zu Rathe gegangen, und meine, ich will mich bequemen, es einige Zeit als ihre Verlobte zu versuchen! Sie reichte ihm die Hand und ihre dunkelbraunen Augen weilten auf ihm mit einem Ausdruck, der die Aufrichtigkeit ihrer Worte vollkommen bestätigte, aber Theodor nahm nicht die Hand, er zog sie wild und heftig an seine Brust, in diesem Augenblicke war jede Spur von Ruhe, die er bisher bewiesen hatte, verschwunden. Und Bianka, — wunderlich genug! — sie schwieg und fand sich willig in alle seine Liebkosungen.

„Also!" rief er mit bebenden Lippen aus, als er nach Verlauf einiger Minuten wieder zu Worten kam; „Sie erlauben, daß ich Ihrem Vater unser Verhältniß offenbare? Oder wünschen Sie, daß ich schweige, bis Sie selbst Gelegenheit haben, ihn davon zu unterrichten?"

„Mein Gott, Bang!“ sagte sie verwundert, „wie Sie reden. Ja wohl, Sie gehen jetzt schnell hinunter zu meinem Vater, und bitten ihn um meine Hand; ich hasse Nichts im Leben mehr, als diese heimlichen Verbindungen; wenn ich einmal mein Schicksal an einen Mann kette, muß er so seyn, daß ich mit meiner Wahl ohne Furcht vor der Welt erscheinen kann; wozu also die Heimlichkeit? Unser Verhältniß soll von nun an frei und offen seyn. Geh nun, guter Bang! — geh! Sie sind zu verschwenderisch mit diesen Liebkosungen; ich muß noch sehen, daß ich Ihnen die Tugend Besonnenheit lerne, ohne deren Beistand keine glückliche Verbindung bestehen kann.“

Es war im Frühjahr, als die Störche wieder kamen, daß in Hindsholm ein großes Gelage stattfand, bei dem Bianka und Theodor als ein neuvermähltes Paar den Vorsitz führten. Die Gesellschaft war sehr zahlreich, und das Gelage im Ganzen genommen so charakteristisch, wie jedes andere von der Art. Es fehlte nicht an wohlgewählten und wohlgesagten Gratulationen, guten Stollen, Mandeltorten, eben so wenig an Braten, Wildpret und Anderem. Der Schullehrer und Küster von Thorsted hatte zum Mahle einen neuen und schönen Gesang verfaßt, der aber nicht gesungen ward, weil die Bescheidenheit bei dieser Gelegenheit so weit ging, daß sich ein Jeder scheute, zuerst anzufangen. Aber das hatte gerade nicht viel zu sagen, der Verfasser verlor nichts bei dieser schönen Aeußerung solcher Be-

scheidenheit, und sein Gedicht gewann dabei. Der Tisch ward im Gartensaale gedeckt, dessen Thore offen standen, ein behaglicher Duft von Biankas Blumen erfüllte das Zimmer, und die Tafelmusik war gänzlich gratis, denn sie ward von den Vögeln in Gottes freier Luft aufgeführt.

Vater Falk schien an diesem Tage nicht sonderlich gut gelaunt zu seyn, er war so stille und wortkarg; aber ein Wohlunterrichteter würde leicht gemerkt haben, daß es daher komme, weil er sich in dem steifen Putze, mit dem er sich aus Respekt vor der Gesellschaft ausstaffirt hatte, genirt fühlte, und wirklich sah der gute Mann sehr komisch aus, wie er so da saß in seinem kaffeebraunen Frack mit den großen Silberknöpfen, mit den kurzen manchesternen Beinkleidern, den blaugefleckten Strümpfen, mit der steifen Halsbinde und der ungeheuren Hemdkrause, und allem Andern, was vor einem halben Jahrhunderte zur Tracht eines solchen Herrn gehörte.

Nach Tische gingen die Gäste im Garten spazieren, einige romantisirten, andere stritten und neckten sich, wie das Gespräch gerade Anlaß gab, in einem etwas abgelegenen Theile sah man ein leichtes und reizendes Weib, am Arme eines Mannes, mit kleinen und langsamen Schritten dahin gehen, es war die Königin des Festes. Bianka und Theodor waren es, die hier lustwandelten.

„Das ist so schön, Dich so sprechen zu hören,“ rief sie mit einer sanften und klangvollen Stimme aus, während sie sich in dem Lusthaus an seine Seite setzte, und seine beiden Hände in die ihrigen schloß. „Ich

weiß, daß Du für diesen Augenblick alle diese Aeußerungen fühlest, mein Freund! aber ich weiß auch, daß sie keinen fortdauernden Standpunkt in Deiner Brust haben; sie entstehen, entflammen und sterben wieder, und es ist schwer, sich so Männerliebe zu denken."

„Du liebest mich nicht, Bianka, wenn Du diese Gedanken nährst!" erwiederte Theodor gekränkt.

„Ich?" fragte sie mit einer verwunderten und fragenden Miene. „O Gott, Theodor! wofern Dein Herz nur die Hälfte von Dem besitzt, was ich für Dich fühle, so würde ich glücklicher seyn, als Gott im Himmel. Ein Weib liebt ausschließend und allein nur das Wesen, das sie zum Gegenstand für ihr verkörpertes Ideal erwählt hat; aber ihr Männer theilt eure Liebe zwischen uns, der Ehre, und außer diesem noch manchen anderen nichtssagenden Dingen, sobald einmal eure Liebe altert, und ihr Gegenstand nicht länger mehr etwas Neues und Reizendes besitzt."

Theodors Antwort war so, wie die meisten Andern in einem gleichen Falle geantwortet haben würden, und Bianka war zu sehr Weib, ihre Gefühle in diesem Augenblicke zu tief, als daß sie sich bei seinen Worten beruhigt gefühlt hätte.

Etwas entfernt von diesen, unten im Erlengebüsche, von dem ich schon früher gesprochen habe, saß ein Mensch, ganz alleine, und seine Sinnesstimmung war auch so, daß sie sich am besten für die Einsamkeit schickte, sein Blick war finster, ja sogar feindlich, kurzgesagt, ein jeder

von seinen Zügen drückte den Lebensüberdruß aus, den ein herbes Geschick stets mit sich führt. Es war Kei; er war einige Tage vorher nach Hindsholm zurückgekommen, um bei Bianka's Vermählung Zeuge zu seyn. Seine Lippen bewegten sich, wie er so auf einem alten, umgestürzten Baumstamme da saß, und sein Haupt auf die flache Hand stützte; die Worte, die er sprach, waren unverständlich, und nur die stierenden, sehnsuchtsvollen Blicke, die er auf jenen Theil des Gartens zuwarf, über welchen hin das Schloß Halkjär lag, deuteten die Richtung an, die seine Gedanken genommen hatten. Er erhob sich endlich und ging, sein Gang war matt und kraftlos; er stand mehrmals stille und holte mit Mühe Athem, und wie er sich dem Lusthaus näherte, in welchem Theodor mit Bianka saß, sah er hinter einem Busche eine weibliche Gestalt, den Rücken gegen die Seite gekehrt, von der er herkam, auf den Knien im Grase liegen, gleich als ob sie betete. Kei's Mienen klärten sich auf, seine Augen fingen in dem Augenblicke mehr Leben, als er sich ihr näherte. Sie hörte ihn nicht, selbst jetzt, als er schon ganz dicht an ihr stand, blieb sie in derselben Stellung liegen, wie zuvor. Er legte seine Hand auf ihr Haupt: „Anina!" flüsterte er in einem leisen und liebreichen Tone, „auch Du, meine liebe Schwester, hast einige Tropfen aus dem bitteren Kelche des Lebens gekostet? Warum weinest Du? Warum finde ich Dich hier in dieser Stellung?"

„Still, Bruder!" sprach sie, während sie sich em-

vorhob und mit ihren sanften Augen zu ihm auffah, die von Thränen glänzten, „laß sie uns nicht hören; im Lusthause sitzen Theodor und Bianka, ich betete um Glück für ihre Zukunft.“

„Du hast mehr als dieß gethan, Anina!“ sagte Kei mit gebrochener Stimme, als sie miteinander fortgingen; „Du hast ihr Glück mit Verlust Deines eigenen erkauft. Gott segne Dich, Schwester! Du bist ein gutes Mädchen; aber glaube mir, wenn es eine Ewigkeit giebt, wenn es wahr ist, was sie sagen,“ fuhr er fort mit einem scharfen, beinahe wahnwitzigen Blicke; „wenn es eine Wiedervergeltung, einen Gott gibt, dann wird es Dir gewiß nicht unvergolten bleiben, wenn der Tag der Rechenschaft herankömmt. Nicht wahr, Anina! ich irrte mich an jenem Abende nicht, als ich sagte, es weile ein Fluch über den Kindern des Dammgrafen. Komm, Schwester! laß uns sehen, daß wir dieses vergessen können; wir wollen zu den Andern hingehen, und munter seyn. Ha, ha! wir wollen munter seyn!“

So redete Kei, und ging mit Anina wieder zur Gesellschaft zurück.

Der Kaiser.

Es war an einem schönen und sanften Sommertage, als ein leichter Reisewagen von Nörwang Herred herunter auf dem Landwege fuhr, der nach Jelling und Houer führt. Die Sonne schien klar und lieblich, und warf einen heiteren Schein über die wogenden Korn=

ähren und auf die Ebene, wo die Bauern mit der Ernte beschäftigt waren. Eine junge und reizende Frau saß auf dem Rücksitze im Wagen, und hielt einen kleinen, blondgelockten Knaben auf dem Schooße. Ein Herr saß ihr gegenüber, und wenn sich ihre Blicke begegneten, weilten sie mit einem zärtlichen und liebenden Ausdrucke auf einander. Der Wagen rollte hinunter nach der Stadt Jelling, und hielt vor dem Pfarrhofgarten. Der Kutscher sprang herunter, und fragte, ob „Seine Hochwürden" nicht meinten, man sollte die Pferde ausspannen, bis sie Futter genommen hätten; sie wären an diesem Tage ziemlich scharf gelaufen? Der Pfarrherr gab ihm seine Zustimmung, half seiner Frau und dem Kinde aus dem Wagen und ging in den Pfarrhof hinein. Es war so todt und stille darin, kein Mensch ließ sich sehen, und erst, nachdem sie mehrere Zimmer durchsucht hatten, kam ein kleines, halberwachsenes Mädchen zu ihnen, das ein Kind auf den Armen trug. Das Erste, was sie that, war, daß sie ihnen andeutete, sie möchten sich ruhig verhalten, weil das Kind schlafe, und zugleich antwortete sie auf die Frage des Pfarrers, daß sonst kein Mensch im Hofe wäre, sie selbst ausgenommen. „Er ist beim Amtmann in Veile, die Frau ist in Kopenhagen, und alle unsere Leute sind im Felde, um Heu auszubreiten."

„Das war also ein vergeblicher Umweg, liebe Bianka!" sagte der Pfarrer, indem er sich zu seiner Frau umwandte. „Was sollen wir nun thun, bleiben, oder schnell weiter fahren?"

„Nicht doch, Theodor!“ antwortete die junge Frau. „Du bist nicht allzu aufmerksam auf meine Wünsche, sonst würdest Du nicht vergessen haben, daß ich mich schon längst darnach sehne, „Gorms und Thyra Dannebods Grabhügel“ zu sehen. Kannst Du sie uns wohl zeigen, mein Kind?“ fragte sie das Mädchen. Diese bejahte es. — Der Pfarrer bot seiner Frau den Arm, und ging mit ihr und seinem Söhnchen durch den Garten in den Kirchhof. Dieses sind unsere alten Bekannten, diese Zwei: Theodor und Bianka, und der frohe, sorgenlose Ausdruck in dem Angesichte der Letzteren zeigte, daß sie nun eine glückliche Mutter war. Sie waren nun im zweiten Jahre verheirathet, und eben so lange war auch Theodor schon Pfarrer in einer guten und einbringenden Stelle drüben in Fünen. Es war dieß, als sie dem Vater Falk in Hindsholm einen Besuch abgestattet hatten; sie kehrten wieder zurück, und nahmen ihren Weg nach Jelling, wo Theodor einen seiner früheren Schulkameraden, den Stadtpfarrer, besuchen wollte.

Gefolgt vom Kindsmädchen nahten sie dem Kirchhofe und ließen sich die alte Sage von der Quelle erzählen, die vom Hügel der Thyra herabfließt, wie dieselbe in alten Tagen Wunderkraft besessen haben soll und ein heiliger Brunnen war, der jegliche Krankheit heilte, aber plötzlich seine Kraft verlor, weil er von einem Bauern entheiligt wurde, der sein blindes Pferd hineinführte, um demselben mit dem wunderthätigen Wasser die Augen zu waschen. Bianka lächelte bei

dieser Erzählung, obwohl ihr das Kindsmädchen, die sich darüber wunderte, daß die Fremde eine so sonnenklare Sache nicht glauben wolle, versicherte, daß alle Leute so sagen. Sie wollten eben die Grabhügel verlassen, als ihr kleiner Knabe der unterdessen auf den Gräbern Blumen gesammelt hatte, auf einmal einen durchdringenden Schrei ausstieß, und auf die Mutter zulief. Bianka wandte sich erschreckt gegen den Knaben, und als sie ihre Augen gegen die Mauer erhob, die rings um den Kirchhof herumläuft, sah sie eine Gestalt, die wirklich die Furcht des Kindes rechtfertigte. Durch das Pförtchen herein kam ein hoher, magerer Mann, in zerlumpte Kleidung gehüllt, die aber überall mit ausgeschnittenen Papierkreuzen und Sternen bedeckt war. Sein Gang war langsam und abgemessen, er beugte das Haupt zurück und warf sich in die Brust, und in seinem bleichen, leidenden Gesichte trug ein jeder Zug das Gepräge des vollkommenen Wahnwitzes.

„Da kommt der Kaiser!“ sagte die kleine Führerin, in einem gleichgültigen Tone, als sie die verwunderten Blicke sah, mit denen die beiden Fremden den Menschen betrachteten. „Sie brauchen ihn nicht zu fürchten, er thut Niemanden etwas zu leide.“

Bianka hatte unterdessen ihren Sohn beruhigt und betrachtete mit einer Art ängstlicher Neugierde den Wahnwitzigen, der auf sie zukam.

„Wer seid ihr, gute Leute!“ sagte er mit einem hohlen Lächeln, während er einige Schritte vor ihnen

stehen blieb; „wie kommt ihr in mein Reich, ohne mich um Erlaubniß gebeten zu haben? Wißt ihr nicht, daß ich unumschränkte Macht besitze, sowohl über die Todten, als über die Lebenden, und daß Nichts auf Erden ohne meinen Willen geschieht? Doch, ihr seid Fremde," fuhr er stiller fort, „ihr kennt mich nicht; wißt also, daß ich Kaiser und Herr über Alles bin, was ihr von diesen zwei Hügeln aus sehen könnt, dieß sind meine Eltern, die da unten begraben liegen, Harald mit dem blauen Zahn ist mein Bruder; ich stamme von einem sehr alten Geschlechte und die Macht, die ich besitze, verdanke ich nur mir allein, denn ich habe so manches, manches Jahr gegen das Schicksal gekämpft und es überwunden; einmal war ich beinahe nicht mehr, als ihr, da kamen Krähen und schwarze Raben, die hackten das Gehirn aus meinem Kopfe, und so ward ich nun, was ich jetzt bin. Alle Fürsten der Erde sind meine Brüder und haben mir diese Orden gesendet, die ihr hier seht."

„Herr Jesus!" schrie Bianka, welche die ganze Zeit über, so lange der Wahnwitzige sprach, ihn mit wunderlichen, starrenden Blicken betrachtet hatte; „Theodor, kennst Du ihn nicht? Das ist ja Kei!" Sie sank bei diesen Worten weinend an die Brust ihres Mannes.

Der Wahnwitzige stutzte bei diesem Ausruf, es war, als ob ein Funke von Vernunft in ihn zurückkehrte, denn sein Antlitz nahm mehr Leben an, als bisher, und er betrachtete die Fremden mit einem verwunderten

und fragenden Blicke; aber einen Augenblick nachher sank er in dieselbe Stumpfsinnigkeit zurück.

„Ha, ha!“ rief er lächelnd aus, „ihr kennt mich, ja, ja, das ist ganz in seiner Ordnung, ich arbeite in der Stille, aber ein jeder Vogel im Himmelsraum weiß von mir zu erzählen. Nun adieu, meine Herren! Die Pflicht ruft mich zu meinen Unterthanen. Ihr habt meine Erlaubniß, euch in meinem Reiche umzusehen, so viel es euch gelüstet.“ So sprechend machte er eine gravitätische Bewegung mit dem Haupte und ging fort, mit den Händen auf dem Rücken, ohne sich nur einmal umzusehen.

Den Eindruck, den diese Scene auf Bang und Bianka machte, war erschütternd. Sie blieben lange und unbeweglich auf dem Platze stehen, um dem Fortgehenden nachzusehen. Bianka weinte, selbst in den Augen ihres Mannes glänzte eine Thräne. Stille verließen sie den Leichenacker und kehrten in den Pfarrhof zurück. Auf dem Heimwege erzählte das kleine Mädchen, welche nicht zu fassen vermochte, aus welchem Grunde den Fremden der Anblick dieses Menschen so nahe ging, daß der Kaiser unten am Ende der Stadt ein kleines Haus bewohne und seinen Unterhalt vom Pfarrer bekomme, der für ihn jedes halbe Jahr eine große Summe Geldes beziehe, wer aber dieselbe sende, darüber wußte sie keinen Bescheid zu geben. So wohne er nun seit mehreren Jahren hier nnd habe sich um Nichts angenommen, außer auf den Feldern oder den Hühnengräbern

umherzugehen, wo er dann beständig mit sich selbst rede. Er sei sehr freundlich gegen die Kinder und habe noch nie Jemandem etwas zu leide gethan. „Sie sind gewiß von Kopenhagen, weil sie so weinten, wie sie ihn sahen," meinte die Kleine, als sie zurückgingen.

„Warum glaubst du dieß, mein Kind?" fragte Bianka freundlich.

„Nun, es fiel mir ebenso ein!" war des Mädchens Antwort. „Alle, die von da drüben herkommen, weinen sehr leicht; es war im vergangenen Sommer, da kam auch eine junge Frau oder ein Mädchen zu ihm herüber, die weinte ganz erschrecklich, wenn sie ihn nur ansah." Auf Theodors Frage, wer die Fremde wohl gewesen wäre, sagte das Mädchen, daß sie es nicht wisse; „er selbst habe sie nur Jungfrau Anina, oder so etwas geheißen." Bianka warf ihrem Manne einen bedeutungsvollen Blick zu, sie kannten hinlänglich den Grund, warum jene beim Anblicke Kei's so betrübt wurde, aber es ward nichts mehr davon gesprochen, und eine Stunde später fuhren sie still und niedergeschlagen fort. Der Wahnwitzige in Jelling hinterließ einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck in Biankas Brust. Sie hatte einmal diesen Mann geliebt.

Und es ward Winter. Schnee und Eis bedeckte die Erde, seit vielen Jahren war der Winter nicht mehr so streng und rauh gewesen, wie jetzt. Die meisten Wege waren unfahrbar, und die Bauern litten übel von den Schneelawine, die in einer Nacht die Arbeiten einer Woche vernichteten.

Die Woche zwischen Weihnachten und dem neuen Jahre saß eine sehr gemischte Gesellschaft im Hover Wirthshause. Es war schon gegen Abend und die kleine, rauchende Zechstube war voll von Bauern, Krämmern, Viehtreibern und solchen Menschen. Einige von diesen vertrieben sich die Zeit mit Kartenspielen, einige Andere waren damit beschäftigt, sich Punsch zu bereiten, und wiederum andere rauchten aus ihren Pfeifen, während sie zum Fenster hinausschauten, das gegen die Landstraße hingekehrt war, und stellten erbauliche Betrachtungen an, woher es wohl kommen möge, daß diesen Winter so viel Schnee falle, und im vorigen Jahr nicht.

„Da kommt Klaus, der Krämer!" rief plötzlich Einer der Letzten, indem er mit dem Finger zum Fenster hinauszeigte, „er hat gewiß einen ganzen Beutel voll Neuigkeiten und einige saubere Geschichten, die er uns zum Besten geben wird." Die Meisten in der Stube drängten sich bei diesem Ausruf an das Fenster und man sah einen alten Mann, der bis über die Ohren in einen großen Mantel eingehüllt war, durch den Schnee daher waten; vor ihm zog ein großer, rothbrauner Hund einen Karren, wie sie im Norden gewöhnlich von den Krämern zur Fortschaffung ihrer Waaren benützt werden. Das Thier stieß ein frohes Geheul aus, als sie sich dem Wirthshause näherten, weil ihm dieses vielleicht von früheren Zeiten her bekannt war; der Mann rollte nun seinen Wagen, der mit Hacken, Reffen und dergleichen Dingen bepackt war, unter einen Schuppen

im Hofe, spannte den Hund aus, nahm eine kleine hölzerne Pfeife und ein Viertelpfund Bischofs-Tabak vom Karren und trat dann in das Wirthshaus, wo er schnell eine Tasse Rumkaffee verlangte, „weil dieser bei einer so niederträchtigen Kälte Leib und Seele zusammenhält," wie er sich auszudrücken beliebte; darauf grüßte er alle Anwesenden, zog ein Stück Brod aus der Tasche und warf es stückweise seinem Hunde vor, stopfte die Pfeife und nahm seinen Platz am Ende des Tisches.

„Grüß dich Gott, Klaus!" nahm einer von den Bauern das Wort, nachdem sie beinahe eine Viertelstunde geschwiegen hatten. „Wie geht es Dir im Winter mit deinen Geschäften."

„Mein Gott! wie wird es gehen," war des Krämers Antwort. „Das ist ein Lumpenwetter für einen Krämer, es ist beinahe nicht möglich, daß man auf der Straße fortkommt!"

„Das glaube ich Dir!" erwiederte der, welcher ihn zuvor angesprochen hatte, „von welcher Gegend kommst Du denn her? Erzähl' uns etwas Neues oder ein paar Schwänke! sei nicht so trocken, Du bist sonst immer der rechte Mann dazu!"

„Ich komme von Westen herüber," fuhr der Landkrämer fort, „von Bölling und Herreder, wo ich schon seit einem Monate Geschäfte mache; aber ihr werdet wohl begreifen, daß bei solchem Wetter nichts Neues geschehen kann. Die Leute haben immer genug damit zu thun, die Schneemassen hinweg zu räumen. Es

müßte nur sein, daß ihr noch nichts von dem gräulichen Morde und Todschlag vernommen hättet, der diese Tage im Herrenhofe in Julinge vorfiel?"

„Nicht ein Sterbenswörtchen!" rief die respektive Versammlung aus und sprang von Tisch und Bänken auf, um einen Kreis um Klaus zu schließen.

„Nun!" erwiederte er, „die Geschichte ist kurz so: Der Sohn des Gutsherrn von Julinge „Thorsten Theilov," oder, der Teufel weiß, wie er gerade heißt, wurde wie ein Ochs vor die Stirne geschlagen und mitten auf der Landstraße steintodt gefunden und zwar an dem Abend, als er vom Viborger Jahrmarkt nach Hause ritt. Er soll schrecklich zugerichtet gewesen sein, als man ihn fand; aber niemand ist darüber sehr betrübt; ich kann es mir auch denken, es ist keine Maus im ganzen Herreder gewesen, die nicht mit ihm schief gestanden wäre."

„Ja, da sieht man es," sagte ein Viehhändler, „so geht es in dieser Welt; ich erinnere mich noch recht gut daran, wie ich ihn an einem Abende im Wirthshaus auf der Heide sah, wo er gerade einen Streit mit einem fremden Studenten hatte; doch dort ward er hart mitgenommen, sein Hund wurde übel zugerichtet und ihm wäre es beinahe ebenso gegangen. Man sagt auch, er habe, um sich zu rächen, jenen Studenten vergiftet, aber darüber kann man nichts gewisses erfahren."

„Wer hat aber diesen Mord verübt?" fragte ein Bauer, der an dem Tische vom Schornsteine saß.

„Ja, wer hat das gethan!" erwiederte der Land-

krämer, „das weiß der Henker. Die Leute schwatzen zwar unter sich, es soll von Zigeunern geschehen sein, die sich an ihm rächen wollten, weil er den rothen Hahn auf das Haus des Dammgrafen gesetzt haben soll, wo sie manches Jahr hindurch sich aufgehalten hatten; doch weiß man darüber nichts gewisses, und auch ich will nichts mehr davon sagen, weil es sonst herauskommen möchte, als ob ich die Zigeuner verkleinern wollte."

Hier ward sein Gespräch plötzlich durch die Ankunft einer neuen Person unterbrochen, die Blicke Aller wandten sich gegen die Thüre und ein Mensch, dessen Kopf in einen großen Sack eingehüllt war, trat herein; als er seine Bedeckung von sich warf, sah man ein dummes, nichtssagendes Gesicht die Versammlung anstieren. Ein allgemeines Gelächter beantwortete seine Ankunft.

„Stille, meine Herrn, wenn ich bitten darf!" rief der Wahnwitzige mit einer heiseren Stimme, „sehen sie nicht, daß es unschicklich ist, bei einem solchen Wetter mir einen so lärmenden Willkomm zu zurufen? Sehen sie hinaus durch die Fensterscheiben, das Leichentuch ist ausgebreitet, es wird nicht mehr lange währen, so kommen sie mit der Todten vorbei; geben sie mir doch schnell etwas zu trinken, ich bin durstig und muß die Kommenden an den Grenzen meines Reiches empfangen."

„Meiner Seele, Du sollst zu trinken haben, Herr Kaiser!" sagte der Wirth, der ein Spaßvogel war, und ging zur Schenke hin und mischte ihm in einen Topf Kaffeepunsch zusammen, doppelt so stark, als man ihn

gewöhnlich zu trinken pflegt. „Da hast Du einige Magentropfen, trinke, dann kann Dir der Schnee und die Kälte nichts anhaben.“ Der Wahnwitzige trank mit Begierde, leerte die Schale und stellte sie wieder auf den Tisch hin.

„Sagt uns einmal, Euer Hochwürden!“ sagte der Eine von den Gästen, „wer soll denn heute begraben werden, daß ihr solche Sachen macht?“

„Ah, mein Freund! ja — die Dame, die mir die Seele von meinem Leben stahl, sie, — o! ich habe jetzt ihren Namen vergessen, das wundert mich, ich habe sonst immer an sie gedacht; mein Gedächtniß hat aber viel von sich verloren, seitdem mir die Krähen und Raben das Hirn aus dem Haupte hackten, aber ich wußte es voraus, ich wußte es, mein Lieber! die alte Zigeunerin prophezeite es mir in einer Nacht auf der Borris Heide. Seither bin ich nun Kaiser und Herrscher über das Schicksal, das ist ein lustiges Leben, das darfst Du glauben. Nun muß ich wieder fort, ich höre schon draußen die Trauermusik blasen, die Leute sagen zwar, es heule der Nordwind, aber ich weiß besser was es ist.“ Er nahm seinen Sack wieder über den Kopf, verbeugte sich vor den Gästen und ging.

„Ihr hättet ihm keinen Punsch geben sollen, Peter!“ äußerte sich der Landkrämer in einem verweisenden Tone, nachdem sich das Gelächter gelegt hatte, das durch den Wahnsinnigen erregt worden war. „Der Mensch ist rein schwindlich im Kopfe und er kann in den Schneemassen außen leicht zu einem Unglück kommen.“

„Ah pah! Der Narr," antwortete der Wirth, „kennt jeden Weg und Steg rings herum ebenso gut, wie ich mein Weib kenne."

Für dießmal ward nicht mehr von dem Kaiser gesprochen. Einige von den Bauern gingen heim, Andere machten sich wieder an die Karten, und der Landkrämer ging zur Ruhe, nachdem er zuvor sein Nachtessen genossen und seinen Hund gefüttert hatte.

Am kommenden Morgen, als die Sonne freundlich auf den Schnee herablächelte, fand der Postbote von Uhre einen Menschen mitten am Wege in zusammengekrümmter Stellung liegen; er hatte einen großen Sack über den Kopf und war steifgefroren und todt. Die Leute, die hinzukamen, erkannten schnell den Kaiser in ihm. Ein jeder Versuch, ihn in's Leben zurückzurufen, war vergeblich. Drei Tage später ward er im Kirchhofe zu Jelling begraben.

Ungefähr um dieselbe Zeit stand in den Zeitungen, daß eine gewisse Frau Thorstenson auf ihrer Reise nach Griechenland gestorben sei; ob an einer körperlichen Krankheit oder am Heimweh, wußte man nicht. Anina wurde mit jedem Jahre kränklicher und starb bei ihrer Tante in Ribe. So war ein jedes Glied von Kei's Familie verschwunden. Niemand kennt sie, Niemand weiß, daß sie gelebt haben. Ich, der dieses schreibe, — doch das gehört nicht zur Sache: „Hier endet die Geschichte von den Kindern des Dammgrafen."

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Etlar, Carit

Die Kinder des Dammgrafen Novelle

Augsburg 1845

P.o.gall. 303 s-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10088990-4